

PATRICK  
HAMANN

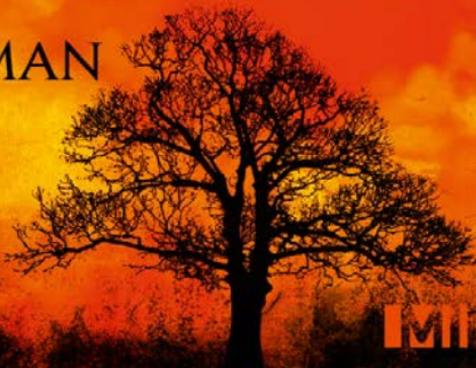


DIE

NACHT DER  
KRIEGER  
LESEPROBE

FEUERSTURM

ROMAN



MIDNIGHT



## **Der Autor**

Ich wurde im März des Jahres 1996 geboren. Nicht viel Zeit musste verstreichen, bis ich schließlich meine Liebe zum Lesen entdeckte. Bereits damals waren es die fantastischen Geschichten, die mich in ihren Bann zogen. Die bald darauf folgenden ersten eigenen Schreibversuche waren nicht unbedingt von Erfolg gekrönt - und so verlor ich diese Leidenschaft für die Dauer der Grundschul- und Realschulzeit beinahe völlig aus den Augen. Erst danach, als ich aus beruflichen Gründen gezwungen war, etliche Stunden im Zug zu verbringen, kehrte der Schreibhunger zurück. Seitdem bringe ich in jeder freien Minute Zeile um Zeile zu Papier, um düstere und vor allem fantastische Erzählungen in den Köpfen der Leser zum Leben zu erwecken.

## **Das Buch**

Teil 2 der fantastischen Saga um Lennox und Nea!

Die große Schlacht gegen Constantin und sein Dämonenheer ist vorbei. Lennox ist tot. Aber er ist auch lebendig, denn er befindet sich in einer Zwischenwelt zwischen Leben und Tod. Verzweifelt versuchen die Menschen dort, wieder ins Reich der Lebenden zurückzukehren, doch der Preis ist hoch. Gemeinsam mit Greta und Kira, die auch zu »den Ewigen« gehören, versucht er, aus dieser Welt zu entkommen – einzig, um Nea wiederzusehen.

Währenddessen vergeht Nea vor Trauer um ihren Lennox.

Unschlüssig, wohin sie als Blutsklavin nun gehen soll, schließt sie sich der Bruderschaft an. Doch auch hier gibt es Probleme: Immer mehr Dämonen versetzen die Dörfer in Angst und Schrecken. Der heimtückische Victor, der die Macht über die Länder an sich reißen möchte, hat einen Parasiten entwickelt, der die Toten wieder zum Leben erweckt und sie in blutrünstige Monster verwandelt. Gemeinsam zieht Nea mit der Bruderschaft los, um ein Gegenmittel zu finden - und ganz tief im Inneren hat sie auch nicht die Hoffnung aufgegeben, irgendwie auf dem Weg Lennox wieder zu begegnen ...

Von Patrick Hamann ist bereits bei Midnight erschienen:  
Die Nacht der Krähe – Funkenflug.

Patrick Hamann

# Die Nacht der Krähe – Feuersturm

Roman

**MIDNIGHT** 

**Midnight by Ullstein**  
**[midnight.ullstein.de](http://midnight.ullstein.de)**

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Midnight  
Midnight ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Dezember 2015 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015

Umschlaggestaltung:  
ZERO Werbeagentur, München  
Titelabbildung: © FinePic®  
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-044-3

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Widergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

# Wintertränen

Der ersten Schneeflocke folgte eine zweite und eine dritte. Sanft rieselten sie nieder und lösten sich im Schlamm augenblicklich auf.

Nea ließ Lennox' leblosen Körper zu Boden gleiten. Starr blieb er liegen und seine Augen blickten hinauf in den grauen Himmel. Noch immer hallten Lennox' letzte Worte durch die kalte Luft: »Ich liebe dich.«

Mit spitzen Fingern schloss Nea seine Augenlider. Sie scherte sich nicht um das Blut, das aus seinem Körper rann und ihre Arme benetzte.

Ein kalter Hass strömte plötzlich durch ihren Körper. Sie wollte aufspringen und um sich schlagen. Doch sie blieb am Boden. Mit Tränen in den Augen musterte sie Lennox' Gesicht. Er lag so friedlich da, als würde er schlafen. Der Wind spielte mit seinen schwarzen Haaren, deren Spitzen sich vom Matsch bereits braun verfärbt hatten. Seine Haut war noch so warm, dass die Schneeflocken schmolzen, sobald sie darauf landeten. Doch das würde sich bald ändern.

»Es tut mir leid.«

Wie aus unendlicher Ferne drangen die Worte an ihr Ohr. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte niemand zu sprechen gewagt. Zu groß war das Entsetzen gewesen, als Lennox plötzlich in die Knie gesunken war, die Hände auf die Stichwunde in seinem Bauch gepresst.

»Es tut dir leid?« Mit einem wütenden Aufschrei wirbelte Nea herum und sprang gleichzeitig auf die Beine. Hasserfüllt sah sie Gregor an, der von zwei kräftigen Männern festgehalten wurde und sich kaum regen konn-

te. Seine Augen blickten tatsächlich entschuldigend, doch das Blut an seinen Händen sprach eine andere Sprache.

»Der einsame Schlachter«, stammelte er mit trockener Stimme. »Ich hatte keine Wahl.« Auch über seine Wange rann eine Träne.

Nea zuckte zusammen. Sie kannte den einsamen Schlachter. Damals, als alles begonnen hatte. Mit unbarmherziger Wut explodierten die Bilder wieder in ihrem Gedächtnis. Sie sah den Schlachter vor sich, der liebend gern Dämonenschädel als Masken trug. Sie erinnerte sich, dass er versucht hatte, sie zu töten. Doch Lennox hatte sie damals gerettet. Den Leib des Irren durchbohrt, sodass er tot zu Boden gesunken war.

»Es gibt keinen einsamen Schlachter mehr«, flüsterte sie.

Doch Gregor schüttelte traurig den Kopf. »Er lebt. Der einsame Schlachter lebt.«

Wütend ballte Nea ihre Hände zu Fäusten. »Du hast deinen eigenen Bruder getötet! Und jetzt willst du mir erzählen, dass«

»Er hat mich dazu gezwungen!«, fiel Gregor ihr ins Wort. »Er hat mir das Augenlicht geschenkt unter der Bedingung, dass ich den finsternen Reiter töte. Zu dem Zeitpunkt wusste ich nicht, dass Lennox dieser finstere Reiter ist. Doch ich hatte keine Wahl!«

»Es gibt immer eine Wahl.« Nea wandte sich ab. Es hatte keinen Zweck, mit dem Irren zu diskutieren. Seine Tat bereuen wollte er anscheinend nicht, und seine Worte waren nichts als Lügen. Der einsame Schlachter war längst tot.

»Du kannst es nicht verstehen!«, rief Gregor, doch sie ignorierte seine Worte. Mit pochendem Herzen sah sie sich um. Friedlich und still lag das Schlachtfeld da, eingehüllt in einen Mantel aus immer dichter werdendem Schnee. Die Luft war eisig, und ihr Atem stand in Form einer weißen Wolke vor ihrem Mund.

Zwischen den Ruinen der Stadt verteilt, lagen die reglosen Körper der gefallenen Krieger. Es waren so viele Menschen, die in diesem Kampf ihr Leben gelassen hatten. Zerrissen von den Dämonen.

Irgendwo zwischen ihnen lag auch Constantin. Lennox hatte ihn getötet. Noch immer hatte Nea diese Auseinandersetzung vor Augen.

Schauernd trat sie an Lennox' Leichnam vorbei. Der Geruch nach Blut strömte aus allen Richtungen in ihre Nase. Etwas in ihrem Inneren regte sich. Sie spürte plötzlich einen unstillbaren Durst, wollte sich auf die nächste Leiche stürzen.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Erschrocken zuckte sie zusammen. Wer hatte sich lautlos an sie herangeschlichen?

»Er hat viel von dir erzählt«, raunte eine männliche Stimme in ihr Ohr. »Du hast ihm unglaublich viel bedeutet. So viel, dass er sich über alle Gefahren und Gesetze hinwegsetzte, um dich wiederzusehen.«

»Du bist Kron, habe ich recht?«, fragte sie, ohne sich zu ihm umzudrehen.

»Ja.«

»Warum hat Gregor das getan? Warum?«

»Er stammelt unverständliche Sätze. Wir sollten einige Tage verstreichen lassen, bevor wir erneut versuchen, ihn zu befragen.«

»Er soll am Leben bleiben?«

»Wir können ihn auch auf der Stelle umbringen, wenn es dein Wunsch ist. Nur wird er uns dann niemals sagen können, was ihn dazu gebracht hat, seinen eigenen Bruder zu erstechen.«

Nea nickte. »Verschont ihn. Vorerst.«

Hinter ihr wurden die Stimmen wieder laut. Die Menschen lösten sich langsam aus ihrer Schockstarre. Einige realisierten erst jetzt, was tatsächlich geschehen war. Innerhalb weniger Augenblicke entstand ein undurchdringliches Geflecht aus geflüsterten Worten und gebüllten Sätzen. Und doch schien die Zeit auf sonderbare Weise stillzustehen. Alles wirkte falsch und unecht. Die zahlreichen Schneeflocken, die auf Neas Haut landeten, spürte sie nicht einmal.

Flüchtig wischte sie sich eine Träne aus dem Gesicht. Rasch entfernte sie sich einige Schritte. Den Gedanken, neben Lennox' Leichnam zu stehen, konnte sie nicht länger ertragen. Kron rief noch irgendetwas, doch sie wollte ihn nicht mehr hören und nicht mehr sehen. Sie wollte nur noch weg. Wohin auch immer. Doch sie wusste gleichzeitig, dass sie nicht gehen würde, bevor Gregor nicht die Wahrheit gesagt hatte.

Ziellos irrte sie zwischen den zerstörten Gebäuden umher. Sie stieg über die Toten, obwohl sie am liebsten die schutzlosen Häuse anfallen und vom langsam erkalten Blut trinken wollte. Alles in ihr wehrte sich gegen diesen Wunsch. Sie war angewidert von sich selbst. Angewidert von dem Leben als Blutsklavin. Und es gelang ihr, ihre Gier zu unterdrücken. Sie schritt in Erinnerungen schwelgend über das Schlachtfeld. Die Zeit verstrich. Bald schon begann die Abenddämmerung sich über das

Land zu legen. Die Menschen zogen sich aus der verwüsteten Stadt zurück. Die Gefallenen hingegen blieben liegen.

Mit Genugtuung musterte Victor das Schlachtfeld. So viel Leid, so viel Tod. Die Dämonen hatten furchtbar unter den Kriegern der Bruderschaft gewütet und etliche in die ewige Finsternis gerissen. Von Anfang an hatte Victor gewusst, dass es zu dieser gewaltigen Schlacht kommen würde. Der Leitwolf hatte geglaubt, die Überraschung auf seiner Seite zu haben – doch letztlich waren sie alle Opfer einer diabolischen Intrige geworden.

Grinsend stieß Victor mit der Fußspitze einen leblosen Körper zur Seite. Er spürte ein Kribbeln in seinem Körper. Und mit jedem Schritt, den er tiefer in die Ruinen des einstigen Ragtoras eindrang, wurde dieses Kribbeln intensiver und mächtiger.

Schließlich blieb er stehen. Er senkte den Blick. Dort lag er vor ihm. Constantin. Oder wenigstens die Gestalt, bei der es sich einmal um Constantin gehandelt haben musste. Von seinem gespaltenen Gesicht war kaum noch etwas zu erkennen. Es war vielmehr eine undefinierbare Masse aus Blut und Knochen, aus Schlamm und bitteren Tränen.

»Du hast deine Aufgabe erfüllt«, flüsterte Victor. »Ich bin dir sehr dankbar.«

Natürlich erwartete Victor keine Antwort. Dennoch war er beinahe ein wenig enttäuscht, als eins von Constantins Augen nach wie vor starr in den Nachthimmel und das andere in die Ruinen der Stadt blickte.

Victor ging in die Knie. Er tastete nach der Brust des einstigen Statthalters von Ragtoras. Mit einem Ruck riss

er den Stoff des Oberteils auseinander. Die Haut darunter war kalt. Eiskalt.

»Und nun gibst du mir zurück, was rechtmäßig mir gehört.« Seine Finger gruben sich in den Leib des toten Mannes. Die spröde Haut riss, und dickflüssiges, schwarzes Blut sickerte hervor. Victor musste auch seine zweite Hand einsetzen, um Constantins Brustkorb auseinanderzureißen. Doch dann schimmerte es einladend vor seinen Augen. Das Herz des Dämonenfürsten. Zärtlich tasteten Victors spitze Finger danach.

»Ich habe dich vermisst«, flüsterte Victor. Das Herz zog sich zusammen und weitete sich wieder, als wollte es ihm antworten. »Und du hast mich ebenso vermisst, ich weiß.«

Lächelnd entfernte er das Dämonenherz aus der geöffneten Brust. Es lag warm und weich in seiner Hand. Es machte ihn stark. Er spürte die Kraft, die nun durch seinen eigenen Körper strömte.

Beinahe liebevoll legte er seine Finger auf Constantins Augenlider.

»Vielen Dank, dass du die Wirkungsweise des Herzens für mich getestet hast. Und nun, endlich, kannst du deine wohlverdiente Ruhe finden.« Vorsichtig schloss er Constantins Augen. »Ich wünsche dir angenehme Träume.«

Lächelnd stand er auf und entfernte sich rasch einige Schritte. Das Herz in seinen Händen umschloss er zärtlich und hielt es an seine eigene Brust, um den rhythmischen Puls zu spüren.

Ein dumpfes Rasseln ließ ihn aufhorchen. Er hob den Kopf und sah sich um. Die Nacht lag noch wie ein düsterer Schleier über dem Land. Doch der Mond tauchte die Ruinen in ein mystisches, blaues Zwielficht.

»Es wird Zeit, dass ihr unfähigen Bastarde aus euren Verstecken gekrochen kommt«, rief Victor. »Eure Arbeit ist noch nicht erledigt!«

Schlurfende Schritte erklangen hinter ihm, doch er drehte sich nicht um. Schweigend wartete er ab. Bald schon konnte er die ersten Dämonen erkennen, die in den schmalen Gassen erschienen. Sie kletterten rasch herbei, und schon bald war der Marktplatz gefüllt. Überall waren wenige Augenblicke später die deformierten, unheimlich anmutenden Kreaturen zu sehen. Das Horn ihrer Panzer schimmerte im Mondlicht, Kauwerkzeuge, Zangen und Krallen blitzten bedrohlich.

Es waren keine weiteren Befehle vonnöten. Die Dämonen wussten, was sie zu tun hatten. In Horden fielen sie über die zahlreichen Leichen her. Für eine Weile war die Nacht erfüllt von schaurigem Knirschen und Schmatzen. Tote Körper wurden über den Boden geschleift, einzelne Menschen aus den Leichenbergen gezogen. Haut und Sehnen rissen, die Klauen der Dämonen wühlten sich in das noch warme Fleisch der Gefallenen. Schließlich jedoch wurde es wieder still.

Victor wandte sich um. Bedächtigen Schrittes näherte er sich einem der Stadttore. Die Schar von Dämonen setzte sich ebenfalls in Bewegung. Und die Toten, die Gefallenen, stemmten sich aus dem tiefen Schlamm. Infiziert mit dem ein unseliges Leben bringenden Parasiten, erhoben sie sich auf wackeligen Beinen und folgten ihrem Gebieter.

Erfüllt von einer gewissen Euphorie warf Victor einen Blick über die Schulter. Seine Armee wuchs mit jedem Atemzug. Eine einzigartige Streitmacht, bestehend aus Dämonen und auferstandenen Menschen. Einigen fehl-

ten Gliedmaßen, ihre Körper waren durchbohrt und zerschnitten. Und dennoch würden sie schon bald das Land überrennen, die Bruderschaft gänzlich vernichten. Die kleinen Dörfer würden untergehen, und schließlich auch die Welt hinter dem Gebirge.

Er bekam seine verdiente Rache. Endlich. Nach so langer Zeit.

Längst wusste er, wohin er seine Streitmacht zu führen hatte. Fort von Ragtoras, fort von der Bruderschaft. Tiefer hinein in das Land, um dort in Seelenruhe die letzten Vorkehrungen zu treffen.

Noch gab es die mächtigen Gelehrten der Bruderschaft, die sicher Widerstand leisten würden. Doch auch sie würde er bezwingen. Früher oder später. Über die nötigen Mittel verfügte er längst.

Der Parasit, mit welchem er die Toten wieder zum Leben erwecken konnte, trug einen großen Teil zu seinem Erfolg bei.

»Bald werdet ihr bittere Tränen vergießen«, zischte er mit freudigem Glanz in den Augen. »Eiskalte Wintertränen.«

*Ich schwor einst, ich vergieße nie  
Tränen nur für dich allein,  
doch an diesem Tage fließen sie,  
Wintertränen, kalt wie grauer Stein.*

# Gebrochene Seelen

Wieder und wieder sah er sie vor sich – die tanzende Schneeflocke. Wild schaukelte sie von einer Seite zur anderen, der Wind riss sie von links nach rechts. Dann legte sie sich kalt auf seine Wange, schmolz zu kühlem Wasser.

»Ich liebe dich.«

Wie ein niemals endendes Echo hallten Neas Worte in seinem Ohr nach. Doch nur noch schwarze Schleier tanzten vor seinen Augen. Die Wunde in seinem Bauch schmerzte längst nicht mehr. Sie war klein und unwichtig, bedeutungslos. Dennoch wollte er sich winden, doch Lennox war wie gefesselt. Schweigend musste er dem flüsternden Wind lauschen, die unbarmherzige Kälte ertragen.

Alle Stimmen um ihn herum waren verschwunden. Von einem Strudel aus ewiger Stille verschlungen, um ihn nie mehr daran erinnern zu können, was ihm gelungen war.

Er schlug die Augen auf.

Graue Wolken mit goldenen Rändern hingen am düsteren Himmel. Sie bewegten sich nicht, sondern standen ganz still. Die Zeit schien nicht zu verstreichen.

Langsam drehte Lennox den Kopf zur Seite. Er lag auf einer grünen Wiese, an deren Rand einige knorrige Bäume standen. Ragtoras schien verschwunden zu sein. Alle Menschen ebenso. Nea, Kron – Gregor.

Er musterte seine eigene Hand, seine gekrümmten Finger. Blut und Dreck hafteten daran, doch er trug keine Waffe mehr bei sich. Als stünde es sinnbildlich für das

Aushauchen seines Lebens, so war seinem Griff jegliches Verteidigungswerkzeug anscheinend entglitten.

Seine Fingerspitzen zuckten. Es gelang ihm, seinen Arm zu bewegen.

»Lebe ich?«, fragte er mit dünner Stimme. Dann drehte er den Kopf zur anderen Seite. Es gab niemanden, der ihm antworten konnte. Nur die alten Bäume schienen, als beäugten sie ihn kritisch, als musterten sie den fremden Eindringling in ihrer stillen Heimat misstrauisch.

Er lebte. Es gelang ihm, den Oberkörper langsam in die Höhe zu stemmen. Als er an sich hinabblickte, suchte er vergebens nach der Wunde in seinem Bauch. Er war unversehrt. Lediglich der Stoff seines Oberteils war zerrissen, und eine blutige Kruste haftete daran.

Er spürte keinerlei Schmerzen. Alles schien, als hätte er die vergangenen Ereignisse nur geträumt.

Er stand auf, rief willkürlich einige Namen. Das Echo hallte tausendfach über die einsame Lichtung. Doch nicht einmal erschrockene Krähen stoben auf und flatterten protestierend davon. Er war ganz allein. Allein mit sich selbst und seinem langsam wachsenden Unbehagen.

Ein erneuter Blick in den Himmel ließ die Frage aufkeimen, ob Tag oder Nacht herrschte. Das sonderbare Zwielficht gab darauf keine eindeutige Antwort. Hinter den Wolken konnte die Sonne oder der Mond leuchten.

Lennox war sich sehr sicher, dass er diesen Ort nicht kannte. Keinen Erinnerungsfetzen brachte er in Zusammenhang mit der Lichtung oder den knorrigen Bäumen.

»Wo bin ich?« Unbeantwortet hallte seine Frage durch die bedrückende Finsternis. Eine Windböe kam auf, raschelte im Geäst der Bäume. Die Böe wurde schwächer,

ebbte ab. Das Rascheln blieb. Es wurde lauter, immer lauter. Schritte! Daran gab es keinen Zweifel. Schwere Schritte bahnten sich ihren Weg durch das Labyrinth aus knorrigen Bäumen.

Lennox lächelte. Sicherlich kamen Menschen, die er kannte, um ihm zu erklären, was das alles zu bedeuten hatte.

»Sorge dich nicht«, würden sie sagen, »alles ist gut. Constantin ist tot, und du lebst.« Und dann würde Nea erscheinen und nach seiner Hand greifen. Gemeinsam würden sie davonlaufen, in eine bessere Welt, um dort ein besseres Leben zu leben.

Ein kräftiger Mann trat aus dem Schatten des Waldes. In einer Hand hielt er ein mächtiges Schwert, die andere hatte er lässig in seiner Hosentasche vergraben.

»Kron?«, fragte Lennox. Der Mann antwortete nicht. Er trat einen Schritt näher. Es war nicht Kron. Weitere Männer sprangen auf die Lichtung. Sie alle waren von ähnlicher Statur, trugen ähnliche Waffen und waren ähnlich schweigsam. Was wollten sie?

»Wer seid ihr?«

Sie kamen näher, ohne ihre Waffen zu senken. Langsam schoben sie sich in das schwache Licht, das seinen Weg an den Wolken vorbei auf den Erdboden fand. Ihre Gesichter schälten sich aus der Dunkelheit.

Sie blickten finster. Zu wütenden Fratzen hatten sie ihre Antlitze verzerrt, und von den Augen ging keinerlei Glanz aus. Im Gegenteil. Die Augen wirkten schwarz, pechschwarz.

Die Brust des ersten Mannes hob und senkte sich hektisch. Seine Finger trommelten eine unruhige Melodie auf dem Griff des Schwertes.

»Wer seid ihr?«, fragte Lennox noch einmal.

»Dein Ende«, brummte der Anführer des unheimlichen Grüppchens. Er hob sein Schwert so weit an, dass die Spitze auf Lennox' Brust wies.

»Sagt mir doch einfach, was ihr wollt!« Abwehrend hob Lennox die Hände und stolperte rückwärts. Hastig sah er sich nach seinem eigenen Schwert um, doch er konnte es nicht finden.

Der Mann trat näher, und seine stummen Gefolgsleute taten es ihm nach.

»Deine Seele«, brummte der Mann.

»Tut mir leid.« Lennox rang sich ein gequältes Grinsen ab. »Aber die werdet ihr nicht bekommen.« Noch im selben Moment wirbelte er herum, stolperte beinahe über seine eigenen Füße und lief mit wehenden Haaren davon. Als er jedoch einen Blick über die Schulter warf, stellte er erschrocken fest, dass die Männer ihm folgten. Anscheinend war es ihnen tatsächlich ernst. *Deine Seele*, hallten die Worte in Lennox' Schädel nach. War das ein schlechter Witz? Warum befanden diese Männer es für lustig, Scherze mit ihm zu treiben, wo sie ihn doch töten wollten?

Der Rand des Waldes aus knorrigen Bäumen ragte vor Lennox in die Höhe. Ohne seine Geschwindigkeit zu verringern, suchte er nach einem Weg oder wenigstens einem schmalen Trampelpfad, dem er folgen konnte. Doch er wurde nicht fündig. So musste er sich schließlich wahllos in das Gebüsch stürzen und hoffen, dass er sich nicht im nächsten Erdloch beide Beine brach.

Vorerst hatte er allerdings Glück. Mit ausgebreiteten Armen tauchte er ein in das Dickicht, und tief hängendes Geäst peitschte ihm ins Gesicht. Allerdings landete er

aufrecht und konnte den Schwung seines Sprungs schnell abfangen. In einer geschmeidigen Bewegung setzte er über einige Äste am Boden hinweg und bahnte sich einen Weg zwischen den dicht an dicht stehenden Stämmen hindurch. Es war offensichtlich, dass er in diesem Terrain seinen Verfolgern gegenüber im Vorteil war. Er konnte sich durch schmale Lücken zwängen. Die kräftigen Männer jedoch waren zu breit gebaut, um es ihm gleichzutun. Dass er sich bei seiner Vermutung nicht irrte, verriet das laute Fluchen, das wenig später hinter ihm erklang. Es raschelte und polterte, als würde sich ein gewaltiges Untier einen Weg durch den Wald bahnen. Dann jedoch waren Geräusche zu hören, als schläge Metall auf Holz.

Lennox' Herz übersprang einen Schlag. Anscheinend nutzten die Männer ihre Schwerter, um die Baumstämme aus dem Weg zu räumen.

Eine Lichtung erschien vor ihm. Er warf einen raschen Blick über die Schulter und stellte erleichtert fest, dass er anscheinend einen gewissen Vorsprung errungen hatte. Mit ausgreifenden Schritten überquerte er die Lichtung, um an deren Ende erneut in die Finsternis des Waldes einzutauchen. Dann blieb er mit pochendem Herzen stehen. Keuchend lehnte er sich an einen Baum und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Er lauschte. Noch immer trampelten die Männer durch den Wald. Sie riefen sich wütende Befehle zu, die er nicht verstand.

Endlich bekam Lennox die Zeit, über die vergangenen Ereignisse nachzudenken. Er fragte sich, welches sonderbare Spiel mit ihm gespielt wurde. Welche Bedeutung hatten die Männer, und welches Interesse hegten sie daran, ihn umzubringen? Überhaupt erschien ihm in die-

sem Moment alles unwirklich und falsch. Er durfte nicht hier sein. Er sollte im vernichteten Ragtoras liegen, zwischen all den Leichen und Trümmern. Undeutlich erinnerte er sich daran, in Neas Armen gelegen zu haben. Er erinnerte sich an Gregors entschuldigenden Blick. *Es tut mir leid. Ich musste es tun.*

Wütend schüttelte er den Kopf. Es hatte keinen Zweck, verzweifelt nach einer Antwort zu suchen. Er war sich sicher, dass er sie nicht finden würde. Wenigstens nicht in absehbarer Zeit. Vorerst schien es sein Schicksal zu sein, alle Kraft aufzuwenden, um den Männern zu entkommen. Das ohrenbetäubende Poltern verriet ihm, dass sie die Verfolgung längst noch nicht abgebrochen hatten.

Lennox löste sich aus seiner starren Haltung und lief weiter. Vorsichtiger und leiser diesmal, denn er wollte keine unnötige Aufmerksamkeit erregen. Und es führte ihn weiter durch das Dickicht des Waldes.

Er wusste nicht, wie viel Zeit verstrichen war, als sich vor ihm plötzlich der Waldrand offenbarte. Mit pochendem Herzen trat er hinaus aus dem Gebüsch. Und wieder brauchte er einige Augenblicke, um das Bild auf sich wirken zu lassen.

Vor ihm lag ein felsiges Areal, das sonderbar finster und angsteinflößend wirkte. Es gab einige übergroße Gesteinsbrocken, die wie willkürlich verstreut in der Landschaft lagen. Einige von ihnen waren so gewaltig, dass sie Bergen glichen, deren Spitzen in der Finsternis am Himmel zu verschwinden schienen. Andere waren vergleichsweise klein. Doch eine Eigenschaft teilten sie sich: Um jeden dieser Brocken wand sich eine steinerne Treppe, die anscheinend hinauf bis zum höchsten Punkt führ-

te. Die Stufen wirkten uneben und nicht sehr sorgfältig gearbeitet. Einige waren gesprungen oder beinahe gänzlich abgebrochen. Dennoch war der Anblick beeindruckend.

Langsam trat Lennox heran. Seine Verfolger hatte er vergessen. Sie spielten plötzlich keine Rolle mehr. Seine Aufmerksamkeit galt ausnahmslos der sonderbaren Landschaft, die sich vor ihm erstreckte.

Er näherte sich einer der Treppen. Mit der Fußspitze betastete er die erste Stufe, zögerte einen Moment und trat dann hinauf. Er hatte sich einen der kleineren Felsbrocken ausgesucht. Er beschloss, die Treppe zu erklimmen. Vielleicht hatte er von oben einen besseren Überblick und konnte sich orientieren – im besten Falle sogar herausfinden, an welchen eigenartigen Ort es ihn geführt hatte.

Seine Erschöpfung wurde von der Neugierde verdrängt, als er die Stufen hinaufeilte. Mit großen Schritten folgte er der Treppe, die sich um den Felsen wand. Und wenige Augenblicke später erreichte er den höchsten Punkt. Er trat auf ein breites Plateau, in dessen Mitte sich ein Hügel aus Schutt und zerbrochenen Steinen befand.

Zuerst allerdings trieb es ihn an den Rand der Plattform. Er ließ seinen Blick schweifen. Zu seinen Füßen lag nun der Wald, durch den er soeben gelaufen war. Das laute Fluchen der Männer drang noch immer an sein Ohr. Sie schienen auf der richtigen Fährte zu sein, was ihm Unbehagen bereitete. Er riss seinen Blick vom Wald los. In alle anderen Richtungen erstreckte sich das felsige Areal. Aus den übergroßen Gesteinsbrocken wurden schon bald echte Berge. Gewaltig und majestätisch, so wie er es aus zahlreichen Erzählungen kannte. Doch er

konnte weder Ragtoras noch Emphorika erblicken. Als er sich hilflos im Kreis drehte, stellte er sogar fest, dass die Berge in weiter Ferne bunt zu leuchten schienen. Von ihren Spitzen ging ein seltsamer rötlicher Glanz aus, und weiter unten leuchteten sie blau. Für einen Moment stockte ihm der Atem, als er dieses Bild in sich aufzog. Dann jedoch rissen ihn die Stimmen der Männer wieder aus seinen Gedanken. Sie kamen näher, immer näher. Bald schon würden sie den Waldrand erreichen. Lennox überlegte. Er durfte es nicht riskieren, auf dem Felsbrocken auszuharren. Wenn sie ihn entdeckten, gäbe es keine Fluchtmöglichkeiten. Er konnte hinunterspringen, doch ein prüfender Blick verriet ihm, dass er am Boden unweigerlich zerschellen würde. Also blieb nur die schnelle Flucht die Stufen wieder hinab. Dann, so spann er den Gedanken weiter, musste er tiefer in das Gebirge vordringen. Er bezweifelte, dass er seinen Verfolgern dermaßen wichtig war. Sicherlich würde er bald schon entkommen.

Er wollte einen Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzen – in diesem Moment erschien etwas weiter unten ein grimmig blickender Mann. Breit war er gebaut, und das wuchtige Schwert in seinen Händen verriet, dass er gewaltbereit war. Seine schmutzigen Finger schmiegteten sich um den Griff, und aus seinen pechschwarzen Augen musterte er Lennox. Ein Grinsen umspielte seine Lippen.

»Deine Flucht ist beendet«, brummte er mit tiefer Stimme. Um die Wirkung seiner Worte zu unterstreichen, hob er die gewaltige Klinge um eine Winzigkeit an. Mit beiden Händen musste er die übergroße Waffe umklammern.

Lennox trat langsam einige Schritte zurück. Panisch suchte er nach einem Ausweg, doch er konnte nicht entkommen. Der Mann versperrte den einzigen Fluchtweg. Und er erklimmte in Seelenruhe die letzten Stufen.

»Warum lasst ihr mich nicht in Ruhe?«, fragte Lennox noch einmal. »Ich habe nichts bei mir, für das es sich zu töten lohnte.«

Der Mann lachte bellend und präsentierte dabei seine schiefen, gelben Zähne. Er trat nun ebenfalls auf das Plateau. In Lennox festigte sich der Hauch eines Fluchtgedankens. Er musste den Mann vollends auf die Plattform locken. Wenn er schnell genug war, konnte er ihn hinter den Hügel aus Schutt führen, der sich in der Mitte des Plateaus befand. Zwei rasche Schritte würden ihn schließlich zur Treppe befördern, und er musste nur noch abwärts laufen. Ein Plan, der nicht auf unglaublicher Weisheit beruhte, für den Augenblick allerdings mehr als zweckmäßig erschien. Also zögerte Lennox nicht länger. Er gab vor, ängstlich zurückzuweichen – in Wahrheit allerdings tastete er sich langsam an den hinteren Rand des Plateaus. Und der Mann fiel darauf herein. Er ließ die Treppe hinter sich, ohne zu bedenken, dass er auf diese Weise den Fluchtweg freigab.

Kalter Schweiß stand auf Lennox' Stirn. Vorsichtig ließ er seine Fußspitze über den Boden gleiten, bis er schließlich die gefährliche Kante fand. Ein weiterer Schritt zurück würde seinen Sturz in den sicheren Tod bedeuten. Von nun an musste er sich also seitwärts bewegen.

»Sei besser vorsichtig«, brummte der Mann, »sonst fällst du hinunter.«

»Und welchen Unterschied würde das machen?«, provozierte Lennox ihn grollend. Demonstrativ blickte er in die Tiefe. »Ich könnte einfach springen. Das wäre sicherlich besser.«

»Ich möchte dich nicht daran hindern.« Das Grinsen des Mannes wurde breiter. Die Schwertspitze richtete er auf Lennox' Brust. »Im Gegenteil. Es würde mir und dir den unangenehmsten Teil unserer Begegnung ersparen.«

Weiter auf die Plattform hinauf würde er ihn kaum locken können. Lennox atmete tief durch, spannte seine Muskeln an – und warf sich dann zur Seite. Überrascht zuckte der Mann zusammen, im nächsten Moment zischte sein Schwert durch die Luft. Sein Hieb ging jedoch ins Leere.

Lennox sprang an dem Hügel aus Schutt und Gestein vorüber. Ein gewaltiger Schritt, ein weiterer. Die Treppe rückte in greifbare Nähe.

Wie ein Schraubstock umklammerten die Finger des Mannes plötzlich sein Bein. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Hart schlug er mit dem Kinn auf den Stein. Helle Blitze zuckten vor seinen Augen. Der Mann lachte.

Keuchend drehte Lennox sich auf den Rücken. Mit Schrecken musterte er das gewaltige Schwert, welches über seinem Gesicht zitterte. Der Mann stand breitbeinig da, richtete die Waffe auf sein Antlitz. Wie der Schatten eines Monsters wirkte er plötzlich, so bedrohlich wie der Tod selbst. Und daran, dass seine Waffe unweigerlich den Tod bringen würde, gab es keinen Zweifel.

Lennox tastete hektisch nach dem Hügel aus Schutt. Er hoffte, einen Stein zwischen die Finger zu bekommen, den er werfen konnte.

Seine Haut schrammte über den schroffen Untergrund. Dann spürte er etwas Schmales, Kaltes – Metall. Er schloss seine Hand darum. Mit einem Ruck zog er den Gegenstand aus dem Schutthaufen – und erschrak selbst, als er plötzlich ein schlankes, glänzendes Schwert nach oben streckte.

Flüchtig nur glitt sein Blick über die pechschwarze Klinge, auf der mysteriöse Runen und verworrene Zeichnungen zu finden waren.

Ebenso überrascht wirkte der Mann, der über ihm stand. Für einen kurzen Augenblick war Unglauben in seinem Antlitz zu erkennen.

Lennox schlug zu, ohne einen weiteren Atemzug zu verschwenden. Wie ein schlanker Dämon zischte seine Klinge durch die Luft. Sie traf den Schwertarm des Mannes. Geschmeidig wurden Haut und Fleisch, Sehnen und sogar Knochen durchtrennt. Die Hand mitsamt der gewaltigen Waffe stürzte zu Boden, noch bevor der Mann aufschreien konnte. Augenblicklich sprudelte Blut aus dem Armstumpf. Noch ein weiterer Moment des Unglaubens musste verstreichen, ehe der Mann endlich zurückstolperte. Mit aufgerissenen Augen musterte er abwechselnd seinen blutüberströmten Arm und dann die Hand auf dem Boden.

Lennox sprang auf die Beine. Er richtete die Klinge auf die Brust des Mannes. Wütend blickte er in die schwarzen Augen.

»Du hast gewonnen«, flüsterte der Mann erschöpft. Lennox zögerte. Alles in ihm sträubte sich dagegen, ei-

nen wehrlosen Menschen zu töten. Er machte Anstalten, seine Waffe sinken zu lassen.

»Töte mich!«, zischte der Mann, als er dies bemerkte. »Beende es, sonst werden dich die anderen Seelenjäger in Stücke reißen.«

»Die anderen « In Lennox' Schädel tobten unzählige Gedanken, doch mit dem Begriff *Seelenjäger* vermochte er nichts anzufangen. Wütende Befehle rissen ihn jedoch aus seinen Gedanken. Die anderen Männer hatten den Waldrand erreicht.

»Entschuldige«, flüsterte Lennox. Dann stieß er die Schwertklinge in die Brust des Mannes. Dunkles Blut quoll aus der Wunde hervor. Die Hände des Mannes umklammerten das kühle Metall, das aus seinem Körper ragte. Keuchend sank er in die Knie.

Lennox zog das Schwert aus dem Leib. Überstürzt stolperte er an dem Sterbenden vorbei und eilte mit übergroßen Schritten die Treppenstufen hinab. Das schwere Keuchen folgte ihm, bis er schließlich den Erdboden erreichte. Dort jedoch überkamen ihn wieder völlig andere Sorgen. Hektisch sah er sich um. Die zahlreichen Gesteinsbrocken bildeten ein regelrechtes Labyrinth. Diese Tatsache konnte sich sowohl als Vorteil als auch als Nachteil erweisen. Wenn er schnell genug war, konnte er sich ein sicheres Versteck suchen – oder aber aus einem der zahlreichen Gänge überrascht werden. Mit einem Kopfschütteln schleuderte er alle Zweifel davon. Er eilte einige Schritte in eine zufällige Richtung und huschte hinter den nächsten Felsbrocken. Ein kurzer Blick ließ ihn erkennen, dass er allein und offenbar unbemerkt geblieben war. In einiger Ferne hörte er zwar die schweren Schritte der Männer, doch keiner von ihnen schien ihn

gesehen zu haben. Erleichtert atmete Lennox auf. Ein rasselndes Keuchen entrang sich seiner Kehle. Die vergangenen Augenblicke hatten mehr von ihm gefordert, als er zu ertragen in der Lage war. Er presste seinen Rücken an die kühle Felswand und sank langsam in die Knie. Dann hob er das Schwert an, das ihm gerade im richtigen Augenblick in die Hände gefallen war. Er musterte die Waffe eine Weile.

Es war anscheinend ein kostbares Exemplar. Der Griff war pechschwarz und mit einem weichen Material umwickelt, sodass er gut in der Hand lag. Die Parierstange war ebenso schwarz. Sie war dünn und beschrieb auf einer Seite einen spitz zulaufenden Bogen, der den Rücken der Schwerthand schützte. Eine ausgefeilte Konstruktion, wie Lennox lächelnd feststellte.

Das Beeindruckendste allerdings war die Klinge. Sie war schlank und lang, länger noch als Lennox' ausgestreckter Arm. Außerdem war sie nicht völlig gerade. Direkt über dem Schaft war sie relativ breit. In einem Bogen wurde sie jedoch zur Mitte hin schlanker. Zahlreiche Einkerbungen ließen erkennen, dass unzählige Tage schweißtreibender Arbeit in die Anfertigung der Waffe geflossen sein mussten. Die sonderbaren Runen und Verzierungen trugen ihr Übriges dazu bei.

Vorsichtig ließ Lennox seinen Daumen über die Klinge gleiten. Sofort quoll helles Blut aus einer kleinen Wunde. Es sickerte in einem dünnen Rinnsal über die Klinge und blieb schließlich in einer der Einkerbungen haften. Auf dem Furcht einflößenden Schwarz der Waffe setzte der rote Tropfen einen farbigen Akzent, der beim ersten Betrachten sofort ins Auge stach. Lennox wischte das Blut nicht ab. Es gefiel ihm.

»Der Bastard muss hier irgendwo sein!« Ohrenbetäubend hallte die tiefe Stimme durch das Labyrinth aus Felsbrocken. »Ich rieche seine verdammte Angst!«

»Vielleicht hat er sich auf einem der Felsen versteckt«, antwortete ein anderer Mann. »Es gibt etliche Möglichkeiten!«

Mit angehaltenem Atem stemmte Lennox sich wieder auf die Beine. Die Männer waren näher gekommen, als er es erwartet hatte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn zufällig entdecken würden.

Mit einem Schnaufen steckte er die Schwertklinge in die Lasche an seinem Gürtel. Die Waffe saß fest, als hätte man sie eigens für seine Zwecke geschmiedet. Außerdem war sie so leicht, dass sie ihn beim Laufen kaum behinderte.

Mit schnellen Schritten entfernte er sich von seinem Versteck. Er warf einen Blick über die Schulter. Mit Entsetzen stellte er fest, dass in diesem Moment ein Mann den Felsen umrundete, hinter dem er soeben noch gekauert hatte. Wenige Atemzüge längeres Zögern hätte seine unweigerliche Entdeckung zur Folge gehabt.

»Hier ist der Hund!«

Lennox' Kopf wirbelte in die andere Richtung. Wie ein Titan stand dort einer der Männer, das Breitschwert mit beiden Händen fest umklammernd. Er versperrte den Weg zwischen zwei Felsen hindurch. Rasche Blicke verriet Lennox, dass es noch einen zweiten Weg gab. Er stürzte in diese Richtung. Hinter ihm erklang das wütende Trommeln von Füßen auf Stein. Jemand folgte ihm. Er blickte nicht zurück.

Auch im letzten verbleibenden Durchgang tauchte plötzlich ein Mann auf. Mit verschränkten Armen baute

er sich zwischen den Felsbrocken auf. Ein hämisches Grinsen lag auf seinen Lippen.

Lennox riss das Schwert aus der Lasche an seinem Gürtel. Bedrohlich blitzte die Klinge vor seinen Augen auf. Doch auch der Mann, der ihm den Weg versperrte, zückte seine Waffe. Es handelte sich nicht um ein Breitschwert, wie es seine Kameraden zu tragen pflegten, sondern um eine mächtige Streitaxt. Von derartigen Waffen hatte Lennox bereits gehört, doch nie zuvor hatte er wahrhaftig jemanden gesehen, der damit umzugehen vermochte. Es war allgemein bekannt, dass nur unglaublich kräftige Männer eine Streitaxt führen konnten. Es erforderte eine schier übermenschliche Kraft und viel Disziplin.

Gleichzeitig allerdings zweifelte Lennox nicht daran, dass der Mann sein Handwerk verstand. Sicherlich wusste er mit der wuchtigen Waffe nur zu gut umzugehen.

Er hatte den Krieger beinahe erreicht. Wenige Schritte verblieben noch. Seine Lippen presste er fest aufeinander, sodass sie nur noch einen dünnen Strich bildeten. Mit festem Blick fixierte er den Mann. Alles um ihn herum schien zu verschwimmen. Die Welt versank in einem Strudel aus tiefstem Schwarz. Mit einer geschickten Drehung tauchte Lennox unter dem gewaltigen Hieb des Mannes hindurch. Die Axt zischte über seinem Kopf, für die Dauer eines halben Herzschlages spürte er das kalte Metall an seinem Ohr.

Der Mann taumelte, getrieben vom Schwung seines eigenen Hiebes, an ihm vorüber. Lennox nutzte diesen kurzen Augenblick der Schwäche. Er riss seine eigene Waffe herum. Tief drang die schlanke, wendige Klinge in

den muskulösen Leib des Gegners. Dieser stieß einen gurgelnden Schrei aus und sprang gleichzeitig rückwärts. Das Metall fraß sich durch seinen Bauch. Als Lennox seinen Schlag beendete, klaffte im Körper des Mannes eine tiefe, längliche Wunde, aus der dunkles Blut sprühte.

Entsetzt blickte der Mann an sich herab. Unglauben stand in seinen Augen. Erschöpft ließ er seine Streitaxt sinken.

Die anderen Männer eilten heran. Ein flüchtiger Blick verriet Lennox, dass es insgesamt noch sechs an der Zahl waren.

Er konnte nicht gegen alle bestehen.

Während derjenige, den er verletzt hatte, noch mit rasselndem Atem in die Knie sank, wirbelte Lennox herum. Er wollte loslaufen – doch zwei weitere Krieger standen plötzlich vor ihm. Beide hielten ein Breitschwert in der Hand. Es gab keinen Zweifel daran, dass sie ihn nicht durchlassen würden.

Kopfschüttelnd taumelte er rückwärts. Verzweifelt suchte er nach einem weiteren Ausweg, doch er saß in der Falle. Zu allen Seiten ragten die gewaltigen Felsbrocken in die Höhe. Er konnte nicht entkommen.

Eine kräftige Hand umklammerte plötzlich sein Bein. Er geriet ins Taumeln und musste die Hände zu beiden Seiten ausstrecken, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Das Schwert entglitt seinen Fingern und fiel klirrend zu Boden.

»Es ist vorbei, du elender Hurensohn«, flüsterte der am Boden liegende Mann, der seine Finger um Lennox' Bein klammerte. Um seinen Körper herum hatte sich mittler-

weile eine beachtliche Pfütze aus dunkelrotem Blut gebildet, doch sein eiserner Griff erschlaffte noch nicht.

Zwei weitere Männer traten an Lennox heran. Die Spitzen ihrer Waffen wiesen auf seinen Körper.

»Du hast tapfer gekämpft«, sagte einer von ihnen mit rauher Stimme. »Und doch wirst du uns nun deine Seele überlassen.«

Gedemütigt ließ Lennox den Blick sinken. Es war vorüber. Er konnte sich nicht mehr wehren. Mit pochendem Herzen starrte er auf die Schwertspitze, die sich plötzlich auf seine Brust legte. Tief atmete er ein und aus.

»Bring es zu Ende!«, keuchte der Verletzte am Boden.

Ein kühler Wind kam auf – ein Todeshauch, der Lennox die schwarzen Haare ins Gesicht peitschte. Schweigend blickte er dem Mann, der ihn gleich töten würde, in die Augen. Pechschwarz waren sie, ebenso wie die Augen seiner Kameraden. Keinerlei Emotion war darin zu erkennen. Kein Mitleid, kein Zweifel – nicht einmal Hass. Nur unendliche Leere. Seelenlosigkeit.

Der Druck auf Lennox' Brust verstärkte sich. Die Spitze der Waffe drang langsam durch den Stoff seines Oberteils. Das kühle Metall berührte seine Haut. Ein leichter Schmerz folgte.

Ein sirrendes Geräusch unterbrach kurz die angespannte Stille. Im nächsten Moment ragte aus der Stirn des Mannes der Schaft eines Pfeiles. Überrascht taumelte er zurück und ließ seine Waffe sinken. Mit der freien Hand tastete er nach dem Pfeil, der in seinem Schädel steckte. Ungläubig verschmierte er das Blut, das plötzlich an seiner Handinnenfläche haftete. Keuchend blickte er an Lennox vorbei.

Ein zweiter Pfeil jagte heran. Dieser traf den Mann in die Brust. Er taumelte rückwärts, keuchte, flüsterte lautlose Worte. Unendlich langsam sank er zu Boden.

Eine unheimliche Stille begleitete das Schauspiel. Für einige Herzschläge war das Pfeifen des Windes zwischen den Felsbrocken das einzige hörbare Geräusch.

Lennox drehte sich langsam um. Es wurden wütende Stimmen laut. Die Männer mit den schwarzen Augen stürmten an Lennox vorbei, ohne ihn noch weiter zu beachten. Sie schienen plötzlich das Interesse an ihm verloren zu haben.

In einiger Entfernung hatten sich Gestalten aufgebaut. Eine Gruppe aus Männern und Frauen, die unterschiedliche Waffen in den Händen hielten. Ein Mann riss in diesem Moment einen Pfeil aus seinem Köcher, legte ihn auf die Bogensehne und schoss. Der Pfeil jagte so dicht an Lennox vorüber, dass er den Lufthauch an der Wange spürte. Noch im selben Atemzug keuchte hinter ihm irgendjemand erstickt auf.

Die Männer mit den schwarzen Augen warfen sich den Unbekannten entgegen. Plötzlich klirrten Waffen, das dumpfe Splittern von Knochen war zu vernehmen. Wie in Trance verfolgte Lennox, was geschah. Er wollte seine unbekanntem Retter unterstützen, doch seine Beine trugen ihn plötzlich nicht mehr. Er taumelte mit ausgestreckten Armen von einer Seite zur anderen und stürzte. Dabei fand er sein Schwert wieder und musste sich daran in die Höhe stemmen und wie auf einem Gehstock abstützen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Der Kampf fand so schnell ein Ende, wie er begonnen hatte. Die Unbekannten hatten das Überraschungsmo-

ment auf ihrer Seite. Pfeile, die wie Blitze von der Bogensehne schnellten, hatten innerhalb weniger Wimpernschläge drei weitere Männer niedergestreckt. Die Überlebenden warfen sich zwar todesmutig in den Kampf, doch die Überraschung setzte ihnen arg zu. Sie reagierten viel zu langsam, viel zu träge, um den tödlichen Klingen zu entgehen. Noch bevor Lennox wirklich begriffen hatte, was sich vor seinen Augen ereignete, stürzte der Letzte von ihnen sterbend zu Boden. Bleierne Stille legte sich wieder über das Labyrinth aus Felsbrocken und kaltem Gestein.

Mit huschenden Blicken musterte Lennox die Krieger, die ihm so überraschend das Leben gerettet hatten.

Aus der Gruppe löste sich eine Gestalt. Eine Frau, die angewidert über einen Toten hinwegstieg und sich gleichzeitig eine Strähne ihres langen, blonden Haares aus der Stirn wischte. Sie hielt zwei schlanke, glänzende Schwerter in den Händen. Beide verstaute sie lächelnd in verborgenen Laschen am Rücken ihres enganliegenden Oberteils. Nur die Griffe der Waffen ragten noch über ihre Schultern hinaus.

In respektvollem Abstand zu Lennox blieb sie stehen. Lässig steckte sie eine Hand in die Hosentasche, die andere stemmte sie in die Hüfte.

»Danke«, presste Lennox hervor. Im selben Moment stellte er fest, dass er sich noch immer wie ein gebrechlicher Greis auf sein Schwert stützte. Rasch hob er die Waffe an, was ein erschrockenes Zucken der Frau zur Folge hatte.

Er schob das Schwert in seinen Gürtel, um zu demonstrieren, dass er keinerlei feindliche Absichten hatte.

»Ihr habt mir das Leben gerettet«, fuhr er fort und ließ seinen Blick über die am Boden liegenden Toten schweifen. Auch die Krieger, die zwischen den Leichnamen standen, sah er abschätzend an. Es war ein sonderbares Grüppchen, das auf den ersten Blick willkürlich zusammengewürfelt erschien. Es gab sowohl Männer als auch Frauen, die offensichtlich keine zu unterschätzenden Kriegerinnen waren. Sie alle hielten gefährliche Waffen in den Händen, als rechneten sie noch nicht damit, dass der Kampf tatsächlich schon vorüber war.

»Uns blieb keine andere Wahl«, antwortete die Frau, die Lennox gegenüberstand.

Vorsichtig ging Lennox einen Schritt auf sie zu. Zögernd streckte er seine Hand aus, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen.

»Sie hätten mich gnadenlos getötet«, flüsterte er, als sie nach seiner Hand griff. »Ich dachte bereits, es wäre vorbei.«

Sie grinste. »Es ist längst vorbei.«

»Was?« Irritiert schüttelte Lennox den Kopf.

»Du bist neu hier, so scheint es mir.« Sie ließ seine Hand los, und Lennox' Arm glitt schlaff hinab. Plötzlich glaubte er, keinen Halt mehr zu haben. Die Welt unter seinen Füßen schien zu erbeben, und seine Gedanken wurden von einem wütenden Sturm in alle Richtungen gewirbelt.

»Mein Name ist Kira. Mit mir gekommen sind Krieger und Kriegerinnen « Sie begann, einige Namen aufzuzählen, doch Lennox konnte ihren Worten nicht folgen. Schließlich unterbrach er sie mit einer schwachen Handbewegung.

»Es tut mir leid«, keuchte er. »Ich fürchte, ich bin zurzeit nicht bei Sinnen.«

Kira lachte künstlich. »Niemand ist bei Sinnen, wenn er uns zum ersten Mal begegnet. Das ist völlig normal.«

»Was hat das alles zu bedeuten? Warum bin ich hier?«

»Mit der Zeit werden sich all deine Fragen von selbst beantworten. Nun solltest du am besten erst einmal mit uns kommen. Sicherlich treiben hier noch mehr Seelenjäger ihr Unwesen. Ich möchte meine Leute nicht unnötig in Gefahr bringen.«

*Seelenjäger.* Zum wiederholten Male an diesem Tag kreiste das Wort in Lennox' Kopf. Und wieder konnte er keine Erklärung finden, keinen klaren Gedanken fassen. Er beließ es bei einem schwachen Nicken und vertraute darauf, dass er Kira glauben konnte. Sicherlich würden sich Antworten auf seine Fragen finden.

Er trat an ihr vorbei und nickte den übrigen Kriegern verlegen zu. Sie starrten ihn an, als käme er aus einer anderen Welt. Niemand sprach ein Wort. Erst als Kira den Befehl zum Aufbruch gab, setzte sich die Gruppe schweigend in Bewegung. In einem geschlossenen Pulk marschierten sie zwischen den Felsbrocken hindurch. Ein kräftig gebauter Mann, der ein Breitschwert in seinem Gürtel und eine Armbrust auf seinem Rücken befestigt hatte, führte den Trupp an.

Kira schloss zu Lennox auf und warf ihm einen schrägen Blick zu. Eine Weile marschierten sie schweigend nebeneinander her.

»Woher hast du das Schwert?«, fragte sie schließlich.

Unwillkürlich ließ Lennox seine Fingerkuppen über den Griff der Waffe gleiten. Er überlegte einen Augen-

blick. »Es ist mir zur rechten Zeit und am rechten Ort zufällig in die Hände gefallen.«

Kira starrte ihn schweigend an.

»Ich sah mich dort oben auf einem der Felsen konfrontiert mit einem jener *Seelenjäger*«, setzte Lennox seine Ausführungen fort. »Ich glaubte bereits, dass er mich töten würde. In dem Augenblick jedoch fand ich das Schwert. Es hat mir gute Dienste erwiesen.«

»Das ist äußerst ungewöhnlich.« Kira richtete ihren Blick wieder nach vorn. »Normalerweise liegen hier nirgendwo herrenlose Schwerter herum.«

Lennox zuckte mit den Schultern. »Wohin gehen wir eigentlich?«

»Zu unserem Lager. Es ist nicht mehr weit.«

»Ist es ein Dorf oder gar eine Stadt?« In Lennox keimte die Hoffnung auf, einen Ort zu finden, den er kannte.

Doch Kira enttäuschte ihn: »Es ist ein einfaches Lager. Nicht mehr und nicht weniger, doch für unsere Zwecke genügt es. Die Gegend ist zu gefährlich, als dass wir es riskieren dürfen, ein ganzes Dorf herzurichten. Im Notfall müssen wir uns rasch eine andere Heimat suchen können. Du musst wissen, dass es hier sicherer ist, im Verborgenen zu leben.«

Grübelnd nickte Lennox. Seine Gedanken schweiften bereits wieder ab. Noch immer war er einer Antwort auf seine Fragen nicht einen Schritt näher gekommen.

Vor ihnen tat sich ein kleines Tal auf, in welches eine kantige Treppe hinabführte. Der schweigsame Trupp brachte die Stufen rasch hinter sich. Danach überqueren sie ein ebenes, steiniges Areal, bis sie schließlich vor einer Hecke aus kahlen Sträuchern am Rande einer Fels-

wand zum Stehen kamen. Inmitten der Felswand gab es einen schmalen Durchgang. Die ersten Männer schlüpfen hindurch, der Rest der Gruppe folgte. Kira machte schließlich eine einladende Geste.

»Tritt ein in unser bescheidenes Reich.«

Lennox folgte ihrer Aufforderung. Zögernd schob er sich durch den Spalt in der Felswand. Vor ihm präsentierte sich eine weitere Treppe, die einige Stufen in die Tiefe führte. Er legte den Kopf in den Nacken. Über ihm war noch immer der düstere Himmel zu sehen. Er befand sich also offensichtlich nicht im Inneren des Felsens.

»Die Felswand schützt uns lediglich vor allzu oberflächlichen Blicken«, bestätigte Kira seine Vermutung. Sie trat neben ihn. »Bisher hat sie uns gute Dienste geleistet, und wir sind meist unentdeckt geblieben. So können wir hier in unserem kleinen Lager ein den Umständen entsprechend recht beschauliches Leben führen.«

Lennox betrachtete das Lager am Fuße der Treppe abschätzend. Tatsächlich gab es einige windschiefe Hütten, die aus einfachem Holz errichtet waren. Sie standen in einem großen Halbkreis um den Platz herum, in dessen Mitte sich eine Feuerstelle befand. Ein Feuer brannte dort jedoch nicht, lediglich einige Holzscheite hatte man zu einem kleinen Haufen aufgestapelt.

Die Krieger und Kriegerinnen, die soeben noch als Gruppe durch das Gebirge gezogen waren, stoben nun auseinander. Einige von ihnen hatten die hölzernen Hütten zum Ziel, andere ließen sich auf den Bänken nieder, die überall im Lager verteilt waren. Es gab noch mehr Menschen, die allesamt mit wachsamen Blicken zum

Eingang ihres Lagers starrten – Lennox und Kira musterten.

»Ich bringe eine neue Seele«, verkündete Kira mit dröhnender Stimme. Sie war so laut, dass Lennox erschrocken zusammenzuckte.

»Sein Name ist « Sie sah ihn grübelnd an. Dann grins-te sie breit. »Wie ist dein Name?«

»Lennox.«

»Sein Name ist Lennox. Wir werden ihn bei uns aufnehmen.«

Einige nickten, andere wirkten sonderbar unbeteiligt, gar abwesend. Ein grober Blick in sämtliche Richtungen verriet Lennox, dass Menschen aller Altersklassen vertreten waren. Er konnte Männer und Frauen entdecken, Greise, und aus der Entfernung hörte er sogar das Lachen von Kindern. Trotzdem lag eine bedrohliche Aura über dem Lager. Das bedrückende Zwielflicht trug einen Teil dazu bei, doch auch das Schweigen der Anwesenden dämpfte die Stimmung beinahe bis zur Unerträglichkeit.

Zögernd stieg Lennox die wenigen Stufen hinab. Kira ging neben ihm. Sie führte ihn zu einer der Bänke, wo er sich schließlich erschöpft niederließ. Er musterte die Feuerstelle. Die vergangenen Ereignisse spukten noch einmal durch seinen Kopf. Doch wieder fand er keine Erklärung.

Kira ließ sich neben ihm nieder. Sie schlug die Beine übereinander und verschränkte ihre Arme vor der Brust. Eine Weile starrte sie ebenso wie er ins Leere, grübelte, wartete.

»Du musst unzählige Fragen haben«, stellte sie schließlich trocken fest.

Lennox nickte.

»Du wirst sehr viel Zeit haben, die Antworten darauf in aller Ausführlichkeit zu erfahren.«

»Sehr viel Zeit?« Er schüttelte den Kopf. »Das denke ich nicht. Ich werde nicht hierbleiben. Ich werde zur Bruderschaft zurückkehren, zu Nea und Kron und zu all den Menschen, mit denen ich gekämpft habe.«

»Das wirst du nicht.«

Wütend sprang Lennox auf. »Ihr könnt mich hier nicht festhalten. Ich werde gehen, wann ich es möchte.«

»Natürlich.« Sie winkte beinahe erschrocken ab. »Das ist dir selbstverständlich gestattet, und daran wird dich auch niemand zu hindern versuchen. Aber so habe ich das nicht gemeint.«

Er ließ sich wieder auf die Bank sinken.

»Bevor du hier zu dir gekommen bist « Sie schien nach Worten zu suchen. »Bevor du zum ersten Mal diesen gold-schwarzen Himmel erblickt hast, ist etwas mit dir geschehen, habe ich recht?«

»Ich habe gekämpft, das ist wahr.« Lennox schüttelte den Kopf. »Worauf willst du hinaus?«

»War es eine Schlacht, bei der du ums Leben gekommen bist?«

»Dann wäre ich sicherlich nicht hier.« Er lachte verhalten. »Ich habe Constantin getötet. Ich allein. Seine Dämonenhorden sind geflohen.

»Und dann? Was geschah danach?«

»Ich stieg den Berg aus Dämonenleibern hinab.« Die Bilder tobten vor seinen Augen, als befände er sich noch immer inmitten dieses gewaltigen Szenarios. »Da war Nea. Sie war so glücklich. Und Kron und all die anderen. Endlich war Constantins Schreckensherrschaft beendet. Frieden.«

»Und weiter?«

»Mein Bruder lief ebenfalls auf mich zu. Ich dachte, er wollte mir in die Arme fallen und mich zu meinem Sieg beglückwünschen.«

»Doch etwas anderes geschah«, kombinierte Kira.

»Etwas anderes geschah«, bestätigte Lennox. Schweiß trat auf seine Stirn. Er musste schwer schlucken, bevor er weiterreden konnte. »Plötzlich hielt er ein Schwert in der Hand. Er stieß es in meinen Körper, und ich fiel zu Boden. Doch da war Nea. Sie hielt mich fest. Und sie sagte mir, dass sie mich lieben würde.«

»Du bist gestorben«, flüsterte Kira traurig.

»Das ist nicht wahr.« Tränen traten in Lennox' Augen. »Ich bin hier. Ich bin in eurem Lager und fühle mich ausgezeichnet.«

»All die Menschen, die du hier siehst.« Kira machte eine ausschweifende Armbewegung, mit der sie den gesamten Platz einschloss. »Sie sind alle tot. Ich bin tot, und du bist ebenso tot.«

Lennox starrte sie an, ohne dass er in der Lage war, irgendetwas zu sagen. Kira rang sich ein gekünsteltes Lächeln ab. Doch auch ihre Augen schimmerten feucht.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie.

Das Lachen der Kinder schien plötzlich verstummt. Keine Gespräche hallten mehr über den Platz. Alles war zu Eis erstarrt.

Langsam hob Lennox seine Hand, betrachtete die gekrümmten Finger. Er verfolgte die geschwungenen, filigranen Linien, die durch seine Haut verliefen. Schmutz und Blut hafteten daran. Doch war er tatsächlich tot? Er konnte es nicht glauben.

»Du lügst«, presste er schließlich hervor. »Wenn all diese Menschen tot wären – Wenn du tot wärst und ich ebenso, dann könnten wir nicht miteinander reden. Wir wären nicht hier – «

»Dann geh und finde eine andere Erklärung für diese Welt.«

Lennox wollte etwas erwidern, doch plötzlich fehlten ihm die Worte. Verbittert musste er erkennen, dass es keine Begründung zu geben schien.

»Es gibt keine andere Erklärung«, flüsterte er schließlich. »Und doch werde ich mich niemals damit abfinden, dass ich tot bin. Dass dieser Ort das Ende ist. Es kann noch nicht vorbei sein.«

»Wenn du meinst.« Sie zuckte mit den Schultern. »Letztlich müssen wir uns alle mit dem Gedanken abfinden. Die einen früher, die anderen später. Auch du wirst es irgendwann akzeptieren.«

»Warum haben diese seltsamen Männer mich dann zu töten versucht?«, hakte er mit bebender Stimme nach. »Welchen Sinn ergibt es, jemanden umzubringen, der doch angeblich bereits gestorben ist?«

Sie faltete ihre Hände und lehnte sich zurück. »Ich habe gehaut, dass du so etwas fragen würdest.«

»Nun?« Lennox grinste verbittert. »Ich bin gespannt, was du darauf antworten willst.«

»Es ist eine komplizierte Angelegenheit. Doch ich werde mich bemühen.«

Er nickte zufrieden.

»Erzählungen besagen, dass diese Welt nicht das Ende ist. Hartnäckig halten sich die Gerüchte, die vermuten lassen, dass es möglich ist, zu entkommen.«

»Entkommen? Inwiefern?«

»Als du noch lebendig warst « Kira wandte den Blick ab und musterte das kleine Häufchen aus Holzscheiten. »Hast du an Geister geglaubt?«

»An Geister?« Er musste sich bemühen, nicht laut zu lachen. »Nein. Geister sind Erfindungen der Greise, um den Kindern Angst vor der Welt hinter den Stadtmauern zu machen. Und was sollten Geister mit der Antwort auf meine Frage zu tun haben?«

»Ganz einfach.« Sie blickte ihm wieder in die Augen. »Es heißt, dass es die Möglichkeit gibt, in die Welt der Lebenden zurückzukehren. Allerdings wird man selbst nicht wieder lebendig, sondern zu einem Wesen, das wohl am ehesten mit einem Geist vergleichbar ist.«

»Gibt es dafür Beweise?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber es ist schon seit jeher so, dass diese Welt der Toten gespalten ist in zwei Teile. Auf der einen Seite gibt es diejenigen, die daran glauben, irgendwann selbst als Geist in die Welt der Lebenden zurückzukehren. Und dann gibt es auf der anderen Seite Leute wie mich und all die anderen Männer und Frauen in meinem Lager. Wir behaupten sicherlich nicht, dass die Gerüchte unwahr sind, doch wir weigern uns, die Bedingungen zu akzeptieren, die das Fortbestehen als Geist mit sich bringen würde.«

»Das heißt, ihr habt beschlossen, euch mit diesem Schicksal abzufinden, während andere daran glauben, die Erlösung zu finden?«

»So kann man es wohl ausdrücken«, bestätigte Kira.

»Und welche Bedingungen sind es, die euch derart missfallen?«

»Um als Geist in die Welt der Lebenden zurückzukehren, so heißt es, sei es erforderlich, eine gewisse Anzahl Seelen zu sammeln.«

Verwirrt fuhr Lennox sich mit den Fingern durch das Haar. Er wiederholte den letzten Satz leise, überlegte einen Moment und schüttelte schließlich den Kopf.

»Seelen sammeln? Das verstehe ich nicht.«

»Die Männer, die dich zu töten versucht haben – Du erinnerst dich sicherlich, dass sie sich selbst als *Seelenjäger* bezeichnet haben, nicht wahr?«

Lennox nickte. »Das ist wahr. Dennoch kann ich damit nichts anfangen.«

»Sie sammeln die Seelen anderer Menschen – «

»Das heißt, sie müssen töten, um an die Seelen zu gelangen?«

Kira bestätigte diesen Schluss.

»Ich kann es mir nicht vorstellen.« Trotzig verschränkte Lennox die Arme vor der Brust. »Das ergibt keinen Sinn, nicht im Geringsten. Willst du mir erzählen, dass sie einen Menschen töten und die Seele aus dem Leichnam dann einfach herausnehmen?«

»Gewissermaßen ist das völlig richtig. Natürlich ist die Seele formlos.«

»Unsichtbar?«

»Nein, *unsichtbar* ist der falsche Begriff. Unmittelbar nach dem Tod eines Menschen kannst du, wenn du genau hinsiehst, einen schwarzen Dunst erkennen, der aus seinem Leib aufzusteigen scheint. Derjenige, der den Menschen getötet hat, nimmt diesen Dunst gewissermaßen auf.«

»Mit den Händen?«

»Es geschieht von allein. Es reicht, zu töten. Der Rest erfordert kein aktives Handeln mehr.«

»Sind die Augen der Seelenjäger deshalb so schwarz? Weil sie die Seelen der Toten in sich aufnehmen?«

Kira nickte. »Je mehr Seelen sie bereits gesammelt haben, desto dunkler sind ihre Augen. Und ebenso bilden sich finstere Flecken auf der Haut, die an verschlungene, pechschwarze Dornenranken erinnern. Und wenn sie die erforderliche Anzahl an Seelen erlangt haben, bleibt in den Augen der Seelenjäger nur noch die unendliche Finsternis.«

»Das ist mehr als unheimlich.«

»Das stimmt. Und aus diesem Grund sind wir strikt gegen diese Methode, in die Welt der Lebenden zurückzukehren.«

»Eine Frage habe ich allerdings noch.« Beschwörend ließ Lennox seine Fingerspitzen zucken. »Warum fürchtet ihr euch vor dem Tod? Wenn wir doch alle bereits gestorben sind, gibt es nichts mehr, was noch schlimmer sein könnte, oder irre ich mich?«

»Du irrst dich tatsächlich. Wer in dieser Welt stirbt, gelangt in das endgültige Jenseits. Ewige Trauer und Einsamkeit herrschen dort, unendlicher Schmerz und grausame Qualen.«

»Wer sagt das?«

»Es sind Gerüchte, die seit langer Zeit «

»Gerüchte!« Lennox lachte abfällig. »Eure Welt ist ein einziges, instabiles Gerüst aus Halbwahrheiten und Vermutungen!«

»Sicher. Doch niemand zweifelt am Wahrheitsgehalt dieser Gerüchte. Nicht umsonst verfolgen sie mich, seit

ich in dieser Welt gelandet bin. Jeder kennt sie. Ausnahmslos jeder.«

»Und wann bist du in dieser Welt gelandet? Es klingt, als wärest du schon etwas länger hier.«

»Ich habe jegliches Zeitgefühl verloren. Es müssen zahllose Unendlichkeiten sein, die mittlerweile verstrichen sind.«

»Zahllose Unendlichkeiten « Lennox sackte in sich zusammen. Trübselig überblickte er das Lager. Er konnte sich nicht vorstellen, an diesem Ort mehr als ein paar Tage zu verbringen. Alles wirkte trostlos und schwächlich. Tot.

»Gibt es nicht noch einen anderen Weg, von hier zu entkommen?«

Entschieden schüttelte Kira den Kopf. Sie stand auf. »Dieser Ort ist dein Ende.« Mit traurigem Blick sah sie ihn an. Schließlich straffte sie die Schultern und rang sich ein gequältes Lächeln ab. »Ich bin die Anführerin der *Ewigen*. Nun habe ich dich über unser Reich aufgeklärt. Die weiteren Entscheidungen musst du selber treffen.«

»Die *Ewigen* nennt ihr euch also.« Er versuchte zu lächeln, was kläglich missglückte. »Welch passende Namenswahl.«

Kira zuckte mit den Schultern. Sie erwiderte sein Lächeln nicht. Im Gegenteil, plötzlich wirkte sie kalt und abweisend. Mit grimmigem Blick wirbelte sie herum.

Lennox blieb allein auf der Bank zurück.

In Gedanken vertieft musterte er die Menschen, die im Lager anscheinend ihrem gewöhnlichen Tagewerk nachgingen. Es war kein geschäftiges Treiben, wie er es aus der Welt der Lebenden kannte – vielmehr ein hoff-

nungsloses Dahinsiechen, als würden sie alle darauf warten, dass es endlich ein Ende fände. Das ganze Lager, so begriff er, war ein Hort der gebrochenen Seelen.

*Wo längst kein Herz mehr klopft  
und wo Lichtstrahlen fehlen,  
herrscht kein König, kein Gott,  
sondern gebrochene Seelen.*

# Königreich der Angst

Blutüberströmt lag der Tote im hohen Gras. In seinen weit aufgerissenen Augen stand noch die Furcht, die kurz vor seinem Ableben über ihn gekommen war. Seine Finger waren seltsam gekrümmt, und sein Antlitz war deformiert. Die Peitsche hatte ganze Arbeit geleistet.

Katharina streckte ihr lächelnd eine Hand entgegen.  
»Steh auf!«

Zögernd blickte Alexis zu ihr auf. Sie zitterte am ganzen Körper, und kalter Angstschweiß stand auf ihrer Stirn. Ein Zähneklappern konnte sie nicht gänzlich unterdrücken.

Mit einer Mischung aus Angst und Bewunderung musterte sie die Frau, deren schwarzes Haar im kühlen Wind flatterte. Die Peitsche, mit der sie eben noch schrecklich gewütet hatte, lag mittlerweile aufgerollt und harmlos am Boden.

Sanft pendelte der Anhänger ihrer Kette, die sie um den Hals trug, im Ausschnitt ihres hautengen Oberteils von einer Brust zur anderen. Ihre strahlend blauen Augen funkelten wie zwei gleißende Sterne an einem ansonsten pechschwarzen Nachthimmel.

Alexis griff nach der Hand und ließ sich auf die Beine ziehen.

»Er hätte mich «, begann sie mit dünner Stimme, doch Katharina legte ihr einen Finger auf die Lippen.

»Es ist vorbei. Es ist alles vorbei. Er kann dir nichts mehr tun.«

Alexis drehte ihren Kopf. Noch einmal wollte sie den Toten betrachten, der sie wenige Augenblicke zuvor noch zu vergewaltigen versucht hatte.

»Vergiss ihn«, flüsterte Katharina. »Er wird nicht mehr aufstehen.«

Alexis wandte den Blick ab. Er würde nie mehr aufstehen. Daran gab es keinen Zweifel. Zu schwarz und zu dickflüssig war das Blut, das aus den zahlreichen Wunden in seiner blassen Haut rann. Zu leer war sein Blick und zu starr seine Körperhaltung.

Verlegen drückte Alexis sich ihre Hände auf die Brüste. Das Oberteil hatte der Perverse ihr noch im Dorf vom Leib gerissen. Auch an ihrem Rock hatte er sich zu schaffen gemacht, doch die mysteriöse Retterin war rechtzeitig erschienen, um Schlimmeres zu verhindern.

Sie erschauerte in einer eisigen Windböe. Vom Sturm wurden graue Wolken über den Himmel gepeitscht. Sie zogen vorüber. Vereinzelt Regentropfen lösten sich. Kalt benetzten sie Alexis' Haut. Keuchend zog sie den Kopf zwischen die Schultern. Sie wollte sich abwenden, allein sein.

»Hat er dich verletzt?« Katharinas Worte waren weich und zart. In diesem Augenblick erschienen sie wie Balsam für Alexis' Seele. Tausendfach hallte die Stimme in ihrem Schädel nach.

Sie blickte an sich hinab. Düstere Rückstände feuchter Erde hafteten an ihrer Hüfte, ein blutiger Kratzer zog sich quer über ihren Bauch. Auch an ihren Händen haftete Blut. Verschwommen konnte sie sich daran erinnern, dass sie ihre Finger in die Haut und in das Fleisch des Mannes gegraben hatte. Es war sein Blut, das nun an ih-

ren Händen klebte. Angewidert löste sie diese von ihren Brüsten und drehte sich verlegen zur Seite.

»Er hat mich nicht verletzt«, flüsterte sie über ihre Schulter, ohne Katharina dabei in die Augen zu sehen.

Die kühle Brise bescherte ihr eine Gänsehaut. Sie sehnte sich nach einem Kleidungsstück, das sie sich über den Körper werfen konnte.

»Bist du dir sicher?« Katharina trat an sie heran. Von hinten legte sie ihr eine Hand auf die Schulter. »Du siehst nicht gut aus.«

Wie die Stimme einer Göttin klangen die Worte in Alexis' Ohr. Sie wollte herumwirbeln und der schönen Frau danken, doch noch immer fühlte sie sich kaum in der Lage, auch nur ein Wort zu sprechen.

»Es ist schon in Ordnung«, presste sie zwischen zusammengekniffenen Lippen hervor. »Ich danke dir.«

Katharina lachte leise, und dieses Lachen ließ Alexis erneut erschauern.

»Du musst dich bei mir nicht bedanken. Das war selbstverständlich.« Sie löste die Hand von ihrer Schulter und trat wieder einen Schritt zurück. »Es ist außerdem Dank genug für mich, dass du wohlauf bist.«

Alexis nickte. Sie wandte ihren Blick ab und starrte zu Boden. Ihre nackten Füße waren von der hektischen Flucht durch das kahle, stachelige Geäst zerkratzt und blutig. Sonderbar geistesabwesend stellte sie fest, dass ein Fußnagel abgebrochen war.

»Soll ich dich zurück zu deinem Dorf begleiten?«

Alexis zuckte mit den Schultern.

Katharina kicherte verstohlen. »Was soll ich daraus schließen?«

Mit einem schweren Seufzen drehte Alexis sich zu ihr herum. Sie spürte, dass ihre Wangen erröteten und zu glühen begannen, als ihre hübsche Retterin überrascht ihre nackten Brüste musterte.

»Ich weiß nicht, ob ich zum Dorf zurückkehren möchte«, sagte sie schnell, bevor die Situation noch unangenehmer werden konnte. Sie musste sich überwinden, Katharina nicht sofort wieder den Rücken zuzudrehen. Sie fühlte sich beobachtet, obwohl die Frau sich offensichtlich Mühe gab, ihr in die Augen zu sehen.

»Du möchtest nicht in dein Dorf zurückkehren? Fürchtest du etwa, dass er noch einmal aufsteht und dich erneut aufsucht?« Mit einem Kopfnicken deutete sie auf den Toten.

Alexis schüttelte hektisch den Kopf.

»Das ist es nicht « Sie wusste selbst nicht, wie sie ihre Sorge in Worte fassen sollte. Irgendetwas in ihr sträubte sich vehement dagegen, allein in das Dorf zurückzukehren. »Ich fühle mich dort nicht wohl.«

»Das wird der Schrecken sein, der noch in deinen Gliedern sitzt.« Katharina rang sich ein Lächeln ab. »Wenn du dich ein wenig beruhigt hast, sieht alles sicherlich schon wieder ganz anders aus. Doch du kannst nicht ewig hier herumstehen. Es ist eiskalt, und du holst dir den Tod.«

Alexis sah ihr in die blauen Augen. Ihr eigenes Spiegelbild konnte sie darin erblicken – ein trauriges Gesicht, in dem tiefe Furchen auf die Anspannung der vergangenen Augenblicke hindeuteten.

»Habe ich irgendetwas Sonderbares an mir, oder warum starrst du mich so an?«, lachte Katharina.

Erschrocken wandte Alexis den Blick ab. Sie schüttelte den Kopf. Umständlich rieb sie ihre Hände aneinander, um das langsam erkaltende Blut abzuwischen. In kleinen Klumpen rieselte es zu Boden, wo es im feuchten Gras verschwand.

»Mir gefällt deine Kette«, flüsterte Alexis schließlich, um überhaupt irgendetwas zu sagen. Katharina blickte an sich herab und lächelte dann. Mit spitzen Fingern tastete sie nach dem Anhänger und hob ihn ein wenig an. Es handelte sich um einen funkelnden Stein, der das schwache Sonnenlicht reflektierte. Eingefasst war er in einen silbernen Rahmen, der anscheinend die Klaue eines Monsters darstellen sollte. Die Krallen krümmten sich um den Edelstein, als handelte es sich um einen kostbaren Schatz, der auf keinen Fall in die falschen Hände gelangen dürfte.

»Sie ist sehr schön, nicht wahr?«

»Sie passt zu dir.« Für einen einzigen Herzschlag hing dieser Satz in der feuchten Luft, dann presste Alexis sich erschrocken eine Hand auf den Mund, verlegen darüber, der Fremden derart aufdringlich ihre Zuneigung gestanden zu haben.

»Sie passt zu mir?«, fragte Katharina. Alexis nickte hektisch.

»Wie kann ich das verstehen?«

»Der Stein funkelt ebenso schön wie deine Augen.«

Katharina lachte unsicher. »Du bist lustig. Aber danke für dieses nette Kompliment.«

Der Regen wurde stärker. Vom Wind wurde er schräg über das Land gepeitscht. Rasch durchnässte er Alexis' blondes Haar.

»Ich muss dich jetzt wirklich zurück ins Dorf bringen. Alles andere wäre sehr unverantwortlich von mir.«

»Und wohin wirst du gehen?« Die Frage rutschte ihr heraus, ehe sie sich bremsen konnte.

Katharina starrte sie einen Moment schweigend an.

»Zurück«, murmelte sie schließlich gedankenverloren. »Zurück an den Ort, von dem ich gekommen bin.«

»Ist das nicht viel zu gefährlich?« In Alexis keimten wieder die Erinnerungen an die zahlreichen Spekulationen und Geschichten auf, die sich in den letzten Tagen rasch verbreitet hatten. »Dort sind doch überall Dämonen, die nur darauf warten, zu töten.«

»Ich werde es unbeschadet schaffen.«

»Ist es denn weit?« Die Sorge wuchs in Alexis heran. Sie konnte die schöne Frau nicht allein in die Ferne ziehen lassen.

»Nicht mehr als ein Tagesmarsch. Doch du musst dich um mich nicht sorgen.«

Alexis schüttelte energisch den Kopf. »Natürlich Sorge ich mich um dich! Du bist ganz allein! Es ist lebensgefährlich!«

»Ich kann kämpfen.« Demonstrativ bückte Katharina sich und hob die Peitsche vom Boden auf. »Ich muss die Dämonen nicht fürchten.«

Entschlossen verschränkte Alexis die Arme vor der Brust. »Ich werde dich nicht gehen lassen.«

»Du musst.« Katharina ließ den ledernen Riemen ihrer Peitsche über dem Boden kreisen. »Und ich werde sicherlich nicht zulassen, dass du mich aufhältst.«

Alexis rührte sich nicht vom Fleck. Sie blieb standhaft und starrte Katharina mit zusammengekniffenen Lippen an.

»Was willst du machen? Dich an mich klammern und brüllen?«

Alexis schüttelte den Kopf. »Ich werde einfach hier stehen bleiben.«

Resigniert senkte Katharina den Kopf. »Warum machst du dir solche Sorgen um mich? Ich verspreche dir, dass mir nichts geschehen wird.«

»Du hast mir das Leben gerettet.« Alexis löste ihre verschlossene Haltung wieder, obwohl sie sich im kalten Wind am liebsten zusammenkauern wollte. »Also rette ich das deine.«

»Das ist wirklich bewundernswert von dir. Dennoch muss ich unbedingt den Rückweg antreten. Ich kann nicht hierbleiben. Das musst du doch verstehen.«

»Dann werde ich mit dir kommen.«

Für einen Augenblick war Katharina wie erstarrt. Schließlich jedoch warf sie sich entschlossen ihre Peitsche über die Schulter. »Ausgeschlossen. Dann wiederum würde ich *dich* in große Gefahr bringen.«

Hilflos zuckte Alexis mit den Schultern. »Ich kann sehr gut auf mich aufpassen.«

»Das habe ich gesehen.« Grinsend deutete Katharina auf den Toten.

»Er hat mich überrascht.«

»Die Dämonen werden dich ebenso überraschen.«

»Und dich auch.«

Ein wütender Glanz schlich sich in Katharinas Augen, sodass Alexis unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Katharinas Stimme war plötzlich sehr ernst: »Hör mir zu. Das ist kein Spiel mehr. Ich bin wirklich froh, dich getroffen zu haben. Du bist ein nettes Mädchen. Doch ich habe nicht die Zeit, nun mit dir darüber zu streiten, ob

ich allein zurechtkomme oder nicht. Ich werde dich jetzt zurück in dein Dorf bringen und dann aufbrechen. Hast du das verstanden?»

Schwer schluckte Alexis ihren Ärger herunter. Um keinen Preis wollte sie in das Dorf zurückkehren, denn nichts als Furcht verband sie mit diesem Ort – und noch weniger wollte sie die unbekannte Schöne ziehen lassen. Schweren Herzens entschloss sie sich zu einer Notlüge: »Der Mann ist tot! Ich darf nicht in das Dorf zurückkehren! Man wird mich sofort verdächtigen!«

»Dann erzählst du eben, was sich zugetragen hat. Dass er versucht hat, dich zu vergewaltigen«

»Er ist der Sohn vom Dorfoberhaupt!«, schliff sie ihre Lüge rasch zurecht. »Man wird mir nicht glauben! Und dann wird man Eine winzige Träne perlte über ihre Wange. »Dann wird man mich hinrichten lassen.«

Katharina taumelte erschrocken einen Schritt zurück. »Ist das wahr?«

Alexis nickte. »Ich kann nicht zurück.«

Katharina griff nach ihrer Hand. »Schön, du hast gewonnen. Du kannst mit mir kommen.« Sie blickte ihr tief in die Augen. »Doch du musst mir versprechen, dass du vorsichtig sein wirst und stets genau das tust, was ich dir sage.«

»Natürlich«, flüsterte sie hektisch. Ihr Herz schlug vor Freude so schnell, dass sie kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. Sie durfte mit Katharina aufbrechen. Das Dorf hinter sich lassen. Fortgehen aus dieser Hölle und einen neuen Ort besuchen. Ein neues Leben beginnen. Wozu ihr über all die Winter hinweg der Mut gefehlt hatte, das konnte sie nun endlich wagen. Und die wunderschöne Katharina würde an ihrer Seite sein.

Der Regen war mittlerweile in Schnee übergegangen. Einzelne Flocken rieselten zu Boden, um auf der noch warmen Erde augenblicklich zu schmelzen.

»Dennoch habe ich Angst, dass du erfrieren wirst.«

Alexis zuckte mit den Schultern. »Einen einzigen Tag lang werde ich das aushalten. Wirklich.«

Katharina ließ ihre Peitsche wieder zu Boden gleiten. Sie trat auf Alexis zu – und schlang die Arme um deren kalten Körper.

»Ich wärme dich noch einmal auf«, flüsterte sie in ihr Ohr. »Dann werden wir aufbrechen. Ich wünschte, ich könnte ohne dich gehen.«

Ohne ein weiteres Wort schmiegte Alexis sich an Katharinas warmen Leib. Der kleine Edelstein, der in der Kette saß, stach spitz in ihre Schulter. Doch für die Dauer dieser wenigen Herzschläge genoss sie einfach die Berührung. Sie wünschte sich, dass dieser Augenblick niemals vorüberginge.

Schließlich jedoch löste Katharina die Umarmung. Sie hob ihre Peitsche auf und drehte sich um. »Wir müssen los.«

Alexis schloss zu ihr auf. Sie warf einen letzten Blick über die Schulter. Die Bäume, die oben am Hang standen, wankten bedrohlich im Wind. Sie schienen plötzlich wie eine abwehrende Wand. Alle Erinnerungen, all die Tage – sie zerfielen zu Staub, als Alexis ihren Blick schließlich endgültig abwandte. Sie ließ diese Welt hinter sich. Für immer.

Schweigend wanderten sie den Berg hinab. Der Wald, in dem sich das Dorf befand, rückte rasch in weite Ferne. Mit jedem Schritt wurde er kleiner und unbedeutender,

bis er schließlich hinter einer Hügelkuppe verschwand. Augenblicklich fiel eine schwere Last von Alexis ab.

»Wohin werden wir gehen?«, fragte sie schließlich.

»Zuerst einmal werden wir das Gebirge verlassen. Es wird uns über das weite Land führen, bis wir schließlich die nördlichen Berge erreichen.«

»Die nördlichen Berge dort ist deine Heimat?«

»Heimat.« Katharina lachte abfällig. »Es ist der Ort, an dem ich lebe, doch eine Heimat besitze ich nicht.«

»Wie meinst du das?«

Katharina ließ ihren Blick über die Felsen schweifen, zwischen denen sie hinabstiegen.

»Es gab einmal eine Zeit«, begann sie mit trauriger Stimme, »da war ich eine ebenso ziellose Frau, wie du es heute bist. Ich fühlte mich mit dem Ort, an dem ich bis zu diesem Zeitpunkt gelebt hatte, nicht mehr verbunden. Ich ging fort und ließ all die Menschen zurück, die mir jemals etwas bedeutet hatten.«

»Du bist einfach so fortgegangen?«

»Natürlich. Du machst doch gerade dasselbe, oder irre ich mich?«

Alexis grinste. »Das ist wahr. Dennoch muss es für dich eine sehr schwierige Entscheidung gewesen sein.«

»Es war eine schwierige Entscheidung, das ist richtig. Es gab Menschen, die mir wichtig waren. Menschen, die ich liebte. Doch etwas fehlte in diesem Leben. Von Tag zu Tag fühlte ich mich leerer. Hilflös und verlassen. Als ich ging, wusste ich noch nicht, wohin es mich führen würde.«

»Aber hattest du denn gar keine Angst? Hatte man dir nicht von den schrecklichen Dämonen erzählt?«

»Natürlich hatte man das. Doch ich war nicht unvorbereitet. Mein ganzes Leben lang hatte ich auf diesen Tag hingearbeitet, das begriff ich kurz nach meinem Aufbruch. Ich hatte gelernt, zu kämpfen. Ich konnte mit meiner Peitsche umgehen. Besser als die meisten anderen. Und schon bald musste ich feststellen, dass ich mich der Dämonen tatsächlich erwehren konnte. Ich zog durch das Land, immer auf der Suche nach einem Ort, an dem ich innehalten konnte. Es verging sehr viel Zeit, in der ich einfach nur wanderte. Und irgendwann erreichte ich das nördliche Gebirge.«

»Dort wolltest du bleiben?«

Katharina nickte. »Alles dort war besser. Mein altes Leben verblasste rasch. Es verschwand, wurde bedeutungslos.«

»Sicherlich kannst du von Glück sprechen, dass du diesen Ort damals gefunden hast «

»Das ist wahr. Es hätte auch alles anders kommen können.« Sie zuckte mit den Schultern. »Aber das spielt keine Rolle. Ich habe mein Glück gefunden. Das ist ein Geschenk, das mir niemand mehr nehmen kann. Und auf dem Weg zu diesem Glück habe ich sehr viel gelernt. Ich betrachte die Welt mittlerweile mit anderen Augen als damals.«

Alexis blickte über die Schulter. Atemberaubend majestätisch ragten Felsspitzen hinter ihr in den Himmel. Es fiel längst kein Schnee mehr, und eine schwache Sonne schob sich durch die Wolkendecke. Ein einzelner Sonnenstrahl streichelte ihr Gesicht, ließ Schatten auf dem Boden tanzen.

Schweigend genoss Alexis den Augenblick. Kurz konnte sie sich dem Glauben hingeben, in einer besseren Welt

zu sein. Alles war ruhig. Die Hektik und die Anspannung der vergangenen Tage waren verschwunden. Es gab nur Katharinas leisen Atem, das Knistern ihrer Schritte und das sanfte Flüstern des Windes. Von Dämonen und anderen Grausamkeiten konnte keine Rede sein.

Sie ließen das Gebirge schließlich endgültig hinter sich. Wie Katharina es angekündigt hatte, führte die Reise sie über das weite, flache Land. Verträumt blickte Alexis in die Ferne.

»Irgendwo dort«, flüsterte sie, in Gedanken vertieft, »jenseits des Horizonts ist der Ort, an dem ich meine Kindheit verbracht habe.«

»Nahezu jeder Mensch verbindet eine Geschichte mit der Welt, die sich jenseits des Horizonts befindet«, grinste Katharina. »Erinnerungen an die Kindheit. Es sind Erinnerungsfetzen, die mit dem Alter langsam verblasen. Eines Tages wirst du vergessen. Ich werde ebenso vergessen. Von der Vergangenheit wird nichts bleiben. Nichts als Leere.«

»Vielleicht«, stimmte Alexis zu. »Doch ich werde mich an meine Erinnerungen klammern, solange sie noch existieren.«

Schweigend setzten sie ihre Reise fort. Mit jedem Schritt fühlte Alexis sich ein wenig besser, ein wenig freier. Als hätte sie ihr bisheriges Leben in einem riesigen, traurigen Gefängnis verbracht, aus dem sie nun floh.

»Was ist das dort hinten?«, fragte sie schließlich und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf einen Punkt in der Ferne. Katharina blickte in die Richtung und kniff die Augen zusammen. Die flache Landschaft wurde unterbrochen von einigen grünen Hügeln, auf denen knorrige Bäume standen. Hinter den Hügeln befand sich ein

grauer Umriss. Es konnte sich um die Silhouette einer kleinen Siedlung handeln, genauso allerdings auch um einen gewöhnlichen Waldrand.

»Ich weiß es nicht«, gab Katharina zu. »Auf meiner bisherigen Reise habe ich so etwas nicht gesehen.«

»Wollen wir es uns ansehen?«

»Sicher.« Katharina nickte. »Doch danach müssen wir sofort wieder unsere ursprüngliche Richtung einschlagen. Ich darf nicht allzu viel Zeit verlieren.«

»Ich verstehe deine Hektik nicht«, warf Alexis achselzuckend ein, »doch wenn du es wirklich so eilig hast, möchte ich dich sicherlich nicht aufhalten.«

Sie näherten sich dem grauen Umriss mit großen Schritten. Bald schon überwandten sie die ersten Hügelkuppen. Sie passierten die knorrigen Bäume, die aus der Ferne wie gebückte Greise ausgesehen hatten. Mit einem flüchtigen Blick stellte Alexis fest, dass die Bäume kahl und trocken waren. Jegliches Leben schien aus ihnen gewichen. Unter den immer stärker werdenden Böen ächzten sie bedrohlich.

»Es scheint sich tatsächlich um ein kleines Dorf zu handeln«, stellte sie nach einer Weile fest. »Ich kann einzelne Häuser erkennen.«

»Du hast recht«, bestätigte Katharina. »Sehr verwunderlich. Ich hätte nicht damit gerechnet, in dieser Gegend auf menschliche Zivilisation zu treffen.«

»Vielleicht hat man dort Kleidung für mich«, zischte Alexis und schlang fröstelnd die Arme um ihren Körper. »Es ist doch ziemlich kalt.«

»Das habe ich von Anfang an gesagt«, tadelte Katharina. »Aber ich bin mir sicher, dass sich etwas Passendes finden wird.«

Das Dorf rückte langsam näher. Tatsächlich handelte es sich lediglich um eine kleine Ansammlung windschiefer Hütten, die der widrigen Witterung tapfer trotzten. Gegen jede Böe stemmte sich das morsche Gebälk.

»Aus den Schornsteinen steigt kein Rauch«, bemerkte Alexis verwundert. »Das ist bei einer solchen Kälte ungewöhnlich.«

»Überhaupt wirkt alles sehr still und verlassen«, bestätigte Katharina. Je näher sie dem Dorf kamen, desto erdrückender wurde dieses Gefühl. »Es hat den Anschein, als wären die Dorfbewohner ausgewandert.«

Alexis hielt inne und lauschte. Es herrschte beängstigende Stille. Keine Stimme drang heran, kein Kinderlachen und keine besorgten Gespräche.

»Der Wind steht ungünstig«, sagte Katharina. »Selbst wenn im Dorf Menschen reden würden, könnten wir es nicht hören.«

Unentschlossen zuckte Alexis mit den Schultern. Rasch schloss sie wieder zu Katharina auf. Sie überwand den letzten Hügel und fanden sich schließlich im Schatten der ersten Hütte wieder.

»Es ist seltsam, dass keine Mauern das Dorf umgeben.« Katharina betrachtete die morsche Holzwand abschätzend. »Die Siedlung erscheint völlig ungeschützt. In dieser unwirtlichen Gegend ist ein Leben unter solchen Umständen eigentlich unmöglich.«

»Selbst mein Dorf im Gebirge war von einer Mauer umgeben«, bestätigte Alexis. »Die Wälle leisteten in all der Zeit gute Dienste. Es kam zwar selten vor, dass ein Dämon den Weg bis hinauf in unser Reich fand, doch wenn so etwas doch geschah – Sie räusperte sich.

»Über die Mauern kam nie eine Bestie hinüber. Wir blieben stets unbeschadet.«

»Ich habe nur eine einzige plausible Erklärung für die Existenz dieses Dorfes.« Katharina blickte Alexis in die Augen. »Hier muss ein Gelehrter leben, dessen Fähigkeiten mächtig genug sind, die Dämonen fernzuhalten.«

»So etwas ist möglich?«

»Die meisten Gelehrten sind schwach. Oft sind sie kaum in der Lage, ihr eigenes Leben zu schützen. Doch einige wenige haben ihre Kräfte stets geschult. Angeblich können sie nur durch Worte in jedem Lebewesen eine so übermächtige Furcht erschaffen, dass es sofort zu fliehen versucht. Wenn sich ein solcher Gelehrter hier niedergelassen hat, ist es möglich, dass in diesem Dorf Menschen leben.«

Alexis umrundete mit bedächtigen Schritten die Hütte. Sie entdeckte ein Fenster. Vorsichtig spähte sie ins Innere des Hauses.

»Kannst du etwas erkennen?«

»Nein.« Alexis kniff die Augen zusammen und stellte sich auf die Zehenspitzen. »Es ist zu dunkel. Ich sehe nur grobe Umrisse.«

Katharina ging an ihr vorüber. Sie betrachtete auch die übrigen Häuser.

»Es sind lediglich acht Hütten«, verkündete sie schließlich. »Gerade so viele, dass ein begabter Gelehrter sie noch alle schützen könnte.«

Eine neuerliche Windböe jagte über das Land. Kreischend heulte der Sturm um die Häuserecken, sodass Alexis sich gepeinigt die Hände auf ihre Ohren drücken musste. Gleichzeitig wurden Schneeflocken herangepeitscht, die wie Tausende eiskalte Nadeln ihren nackten

Körper malträtierten. Keuchend drehte sie sich mit dem Rücken zum Sturm. Die Arme schlang sie wieder um ihren Oberkörper. Ihre Zähne klapperten.

»Wir sollten um Einlass bitten«, schlug Katharina vor. »Wenn du noch länger hier draußen herumstehst, wirst du bald zu einer Skulptur aus Eis erstarren.«

Alexis nickte schwach. Sie trat rasch in den Windschatten der nächsten Hütte. Augenblicklich wurde es etwas wärmer. Ihre Füße jedoch brannten vor Schmerzen. Sie blickte an sich hinab und stellte schauernd fest, dass sich ihre Zehenspitzen bereits blau zu verfärben begannen.

»Das sind erste Anzeichen einer Erfrierung«, zischte Katharina, die ihren besorgten Blick bemerkt hatte. Mit schnellen Schritten trat sie an ihr vorüber. Vor der Tür der windschiefen Hütte blieb sie stehen. Die aufgerollte Peitsche warf sie achtlos zu Boden. Dann klopfte sie gegen das schwere Holz.

Einige Herzschräge der Stille verstrichen. Sowohl Alexis als auch Katharina lauschten gespannt, doch aus dem Inneren des Hauses war kein Geräusch zu hören. Nur der Wind peitschte weiter jaulend durch jeden noch so winzigen Spalt und um jeden Winkel.

»Bitte lasst uns herein«, rief Katharina über den Lärm des Sturms hinweg. »Hier draußen werden wir unweigerlich erfrieren!«

Auf eine Antwort warteten sie vergebens. Es blieb weiterhin still. Alexis lehnte sich mit dem Rücken gegen die Hauswand. Sie spürte ihre Füße vor Kälte kaum noch.

»Es hat nicht den Anschein, als wäre unsere Anwesenheit erwünscht«, flüsterte sie keuchend. Ihr Atem stand

bei diesen Worten in Form einer weißen Wolke vor ihrem Mund.

Katharina schlug erneut mit der geballten Faust gegen die Tür. »Lasst uns herein! Bitte!«

»Wir sollten es mit einer anderen Hütte versuchen«, schlug Alexis vor. Katharina jedoch schüttelte den Kopf. Entschlossen legte sie ihre Finger um den Türknauf. Sie drehte daran. Mit einem Ruck sprang die Tür auf. Vom Sturm wurde sie aufgestoßen. Augenblicklich wehte Schnee in das Innere des Hauses.

»Hinein!«, rief Katharina. Alexis stolperte an ihr vorbei. Kaum einen Wimpernschlag später fand sie sich im Inneren der Hütte wieder. Polternd fiel die Tür ins Schloss.

»Das ist ein schreckliches Unwetter«, keuchte Katharina, die sich mit dem Rücken gegen die schwere Tür presste. Gleichzeitig sah sie sich mit huschenden Blicken um.

Alexis löste sich unterdessen aus ihrer kauernenden Haltung. In der Hütte war es nicht so eiskalt wie draußen. Eine wohlige Wärme kehrte in ihren Körper zurück, und in ihren Füßen spürte sie ein unangenehmes Kribbeln. Vorsichtig zuckte sie mit den Zehenspitzen. Sie atmete erleichtert aus. »Lange hätte ich es nicht mehr ertragen.«

»Wir haben Glück gehabt, dass wir das Dorf rechtzeitig gefunden haben«, sagte Katharina, während sie sich von der Tür entfernte. Der Sturm rüttelte an dem Holz, doch das Gebäude war anscheinend stabil. Nur leise ächzte es unter den Böen. Gegen die wenigen schmutzigen Fenster prasselte der Schnee.

»Wohnt hier jemand?«, rief Katharina. Niemand antwortete. Es blieb unheimlich still.

»Offenbar ist das Dorf tatsächlich so verlassen, wie es aus der Ferne bereits den Anschein hatte«, mutmaßte Alexis. Sie ließ ihren Blick schweifen. Es gab einen Durchgang in einen größeren Raum, dessen Boden mit einem verblassten Teppich ausgelegt war.

Katharina zuckte mit den Schultern. Sie trat an Alexis vorbei. Ein großer Schritt beförderte sie in den nächsten Raum. Dort sah sie sich um.

Alexis folgte. Auch sie sah sich um.

»Das ist anscheinend ein Wohnzimmer.« Katharina deutete auf die Stühle, die am Rande des Raumes um einen Tisch herum standen. Eine zerbrochene Öllampe lag auf dem Boden. Ansonsten war der Raum unheimlich kahl. Es gab nur noch einen weiteren Durchgang, der in einen dritten Raum zu führen schien.

»Ich fürchte mich«, keuchte Alexis.

»Du fürchtest dich?« Katharina lachte. »Du solltest glücklich sein, dass wir hier sind. Bis der Schneesturm vorüber ist, können wir uns hier aufwärmen.«

»Es tut mir leid, dass ich dich aufhalte. Ich hätte wissen müssen, dass ich bei dem Wetter frieren würde.«

Katharina schnaubte und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich wäre hier sicherlich auch eingekehrt, wenn du mich nicht begleitet hättest.«

Mit gesenktem Blick schlenderte Alexis zur gegenüberliegenden Wand. Sie lehnte sich mit dem Rücken daran und sank dann langsam in die Knie.

»Wenn ich dich nicht ständig aufhalten würde, wärst du sicherlich längst schon wieder in deiner Heimat angelangt.«

»Du musst dir wirklich keine Vorwürfe machen.«

Alexis zog die Beine an ihren Körper und schlang die Arme um ihre Knie. Sie legte den Kopf in den Nacken und starrte hinauf zur Decke. »Ich habe dir bisher nichts als Ärger gemacht. Es tut mir wirklich leid.«

Katharina trat an sie heran und ließ sich ihr gegenüber zu Boden sinken. »Bitte hör endlich damit auf, dich ständig zu entschuldigen. Du hast nichts falsch gemacht.«

Grübelnd zog Alexis den Kopf zwischen ihre Schultern. »Ich hätte niemals mit dir kommen sollen. Du wolltest mich von Anfang an nicht mitnehmen «

»Hör auf, so etwas zu sagen!« Katharina klang beinahe empört. »Natürlich wollte ich dich mitnehmen. Aber ich wusste gleichzeitig, dass es viel zu gefährlich ist.«

»Ich habe «

Katharina beugte sich über ihre Knie und legte ihr eine Hand auf die Lippen. »Ich wollte dich nicht mitnehmen, weil ich mir Sorgen um dich gemacht habe, verstehst du? Ich wollte nicht, dass dir etwas zustößt.«

Alexis blickte ihr in die Augen. Eine feuchte Träne schimmerte darin. »Du hast dir Sorgen um mich gemacht?«

»Natürlich.« Sie fuhr sich durch ihr schwarzes Haar. »Hör mir gut zu. Du bist mir wichtig, obwohl ich dich erst seit kurzer Zeit kenne. Du bist mir so wichtig, dass ich dich auf gar keinen Fall in Gefahr bringen möchte.«

»Und deswegen wolltest du nicht, dass ich dich begleite «

»Richtig. Jetzt aber habe ich begriffen, dass es die richtige Entscheidung war, dich mitzunehmen. Und außerdem « Ihre Stimme versagte.

»Und außerdem?«, fragte Alexis leise. Katharina streichelte ihr sanft über die Wange. Alexis' Herz schlug

schneller. Sie wollte nach Katharinas Hand greifen und sie für immer festhalten.

»Außerdem bin ich sehr froh darüber, dass du bei mir bist. Du gibst mir das Gefühl, das Richtige zu tun. Mit jedem Atemzug.«

»Ist das wirklich so?« Alexis blickte ihr in die Augen. »Oder sagst du das nur, damit ich mich nicht mehr schlecht fühle?«

»Ich sage es, weil irgendetwas mit meinem Herzen geschah, als ich dir begegnete.«

Bedeutungsschwer hingen die Worte für einen Augenblick in der Luft. Ein Herzschlag verstrich, dann ein weiterer. Alexis atmete ein, sie atmete aus. Sie spürte eine Träne, die aus ihrem Auge über die kalte Wange rann und schließlich vom Kinn herabtropfte.

»Was « Ihre Stimme war so dünn, dass sie sich selbst kaum verstand. Sie räusperte sich. »Was geschah mit deinem Herzen?«

Katharina vergrub das Gesicht in ihren Händen. »Ich empfinde etwas für dich, das weit über gewöhnliche Zuneigung hinauszugehen scheint.« Nun zog sie ebenfalls die Beine an ihren Körper. »Und ich kann verstehen, dass du das nicht «

Alexis schüttelte den Kopf. »Nein, entschuldige dich nicht! Es ist gut, dass du das gesagt hast, denn ich ich habe im ersten Augenblick dasselbe gespürt. Es scheint, als hätten wir uns einzig aus dem Grund in jenem Moment getroffen.«

Überrascht hob Katharina den Blick. »Wirklich?«

Alexis löste sich aus ihrer kauernenden Haltung. Sie legte ihre Hände auf Katharinas Knie und musterte die Kette, deren Anhänger zwischen ihren Brüsten pendelte.

»Einzig deshalb wollte ich mit dir kommen. Als ich sagte, man würde mich im Dorf hinrichten lassen « Ein verschmitztes Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Das war gelogen. Ich hätte ins Dorf zurückkehren können, ohne mich sorgen zu müssen.«

Katharina grinste breit. »Du hast mich überlistet.  
Du «

»Damit ich bei dir sein kann!« Lächelnd drückte sie Katharinas Beine zur Seite. Ihren Oberkörper schob sie zu Boden, sodass die Frau flach auf dem Rücken lag und hinauf zur Decke starrte. Der Anhänger ihrer Kette rutschte zur Seite und landete lautlos auf dem Teppichboden.

»Deine Kleidung ist ganz klamm und nass«, flüsterte Alexis. »Du musst erbärmlich frieren.«

Katharina griff nach dem Saum ihres Oberteils. Sie schob es nach oben und zeigte ihren schlanken, muskulösen Bauch. Eine feine Narbe verlief knapp unterhalb ihres Bauchnabels, doch sie war so hell und schmal, dass sie auf ihrer weißen Haut kaum zu erkennen war.

Mit einem Ruck streifte Katharina das Oberteil über ihren Kopf. Sie entblößte ihre nackten, straffen Brüste. Das Kleidungsstück warf sie achtlos hinter sich.

»Du bist so wunderschön«, flüsterte Alexis, während ihre bebenden Finger über Katharinas nackten Oberkörper fuhren. Auf ihrer Brust verharrte sie. Der hektische Herzschlag war zu spüren, das rhythmische Pochen. »Du bist aufgeregt.«

»Du bringst mein Herz zum Rasen«, lächelte Katharina.

Alexis warf sich auf sie. Sie schlang ihre Arme um Katharinas Körper. Mit den Lippen liebte sie ihre Wan-

ge, mit einer Hand suchte sie nach ihrem Hosensbund. Den anderen Arm nutzte sie, um sich auf den Teppich zu stützen.

Ihre Finger fuhren durch etwas Nasses, Kaltes. Erschrocken löste sie die Hand vom Boden und fiel schwer auf Katharinas Brust.

»Was ist los?«, keuchte Katharina.

»Ich habe etwas « Alexis wandte den Blick ab. Sie richtete ihren Oberkörper auf und musterte den grauen Teppich. Ein dunkler Fleck befand sich darauf. Rötlich, feucht und auf den ersten Blick leicht zu übersehen.

»Blut!«, presste sie entsetzt hervor. Sie kletterte von Katharina herunter und wich entsetzt bis zur Zimmerwand zurück. Katharina richtete sich unterdessen auf und drehte ihren Kopf. Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete sie den Fleck im Teppich. Sie rutschte ebenfalls ein wenig zur Seite. Dann sah sie Alexis an.

»Das ist Blut«, bestätigte sie.

Schaudernd drückte Alexis sich die Hände auf ihre Brüste. »Vielleicht sind die Menschen aus diesem Dorf nicht einfach fortgegangen « Der Gedanke bereitete ihr Angst, und doch sprach sie die Vermutung laut aus. »Vielleicht ist etwas Schreckliches geschehen!«

Katharina tastete nach ihrem Oberteil. In einer raschen Bewegung streifte sie es sich wieder über den Kopf und stand keuchend auf. Hastig richtete sie die Kette, die um ihren Hals hing. Sie streckte Alexis auffordernd die Hand entgegen. Dankbar ließ diese sich auf die Beine ziehen.

»Jetzt rieche ich es auch«, zischte Alexis. »Es riecht nach Tod und Angst.«

»Das bildest du dir ein.« Katharina versuchte zu lächeln, doch es wollte ihr nicht gänzlich gelingen. »Für das Blut kann es auch eine völlig andere Erklärung geben «

»Und welche?«, fragte Alexis. Noch einmal betrachtete sie für einen kurzen Augenblick den dunklen Fleck auf dem Boden. Es war nur eine kleine Pfütze, kaum der Rede wert. Und doch schienen diese wenigen Tropfen ihre eigene grausame Geschichte zu erzählen.

Alexis durchquerte den Raum. Ihr Blick huschte über die Stühle und über den hölzernen Tisch. Ein Teller stand darauf, auf dem ein zur Hälfte verzehrtes Brot lag. Die Kerze war umgestürzt. Wachs hatte sich auf der Tischplatte verteilt und war erkaltet.

»Die Bewohner des Dorfes können noch nicht lange fort sein«, fasste Alexis zusammen. »An dem Brot ist kein Schimmel.«

»Vielleicht sind sie nur für kurze Zeit fortgegangen und kommen bald wieder«, schlug Katharina achselzuckend vor.

»Das glaube ich kaum. Für mich sieht es eher nach einer überstürzten Flucht aus. Der Flucht vor einer unbekanntem Gefahr.« Sie näherte sich dem Durchgang, der in einen weiteren Raum führte. Schnell erkannte sie, dass es sich um eine Küche handelte. Da war eine Arbeitsplatte, auf der geschliffene Messer lagen. Verschiedene Schüsseln standen verteilt auf der Anrichte. Auch in diesem Raum gab es einen hölzernen Tisch. Er stand an der gegenüberliegenden Wand.

Zwischen den Tischbeinen lag eine Gestalt. Eine Frau, die aus leeren Augen an die Decke starrte. Ihr Mund war zu einem lautlosen Schrei aufgerissen. Ein widerwärti-

ges Loch befand sich in ihrem Bauch. Offensichtlich war es gewaltsam hineingerissen worden. Feucht glänzende Innereien hingen heraus, als hätten fürchterliche Pranken versucht, ein bestimmtes Organ zu entnehmen. Das Blut hatte sich auf dem hölzernen Küchenboden verteilt. Die Tischbeine waren bespritzt, und selbst an der Wand war ein roter Fleck zu erkennen.

Würgend wandte Alexis sich ab. Sie presste verzweifelt eine Hand vor den Mund, denn der Anblick war so ekelhaft, dass sie den Brechreiz nur mit Mühe unterdrücken konnte. Sie stolperte zurück in das Wohnzimmer.

Katharina stand wie erstarrt im Türrahmen. Sie betrachtete das schreckliche Blutbad. Ihre Hände hatte sie zu Fäusten geballt.

»Wer ist zu einer solchen Tat fähig?«, keuchte Alexis und lehnte sich schwer an eine Wand. Ihr Herz raste, und bunte Lichter tanzten vor ihren Augen. Noch immer schien ihr Magen auf und ab zu springen. Sie musste sich die Hände vor Augen und Nase legen, um nicht erneut zu würgen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Katharina nach einer Weile. Sie wandte der Küche den Rücken zu und trat zurück in das Wohnzimmer. »Doch wir müssen davon ausgehen, dass es in den restlichen Häusern ebenso aussieht.«

»Meinst du das ernst?« Entsetzt riss Alexis ihre Hände in die Luft. »Willst du damit sagen, dass sie alle hingerichtet wurden?«

»Das Dorf wurde gänzlich ausgelöscht.«

»Es waren die Dämonen!« Wütend schlug Alexis mit geballter Faust gegen die Wand. »Diese verfluchten Bestien!«

»Die Verletzungen lassen vielmehr auf Blutsklaven schließen.«

»Blutsklaven?« Der Begriff war Alexis fremd.

»Sie ähneln den Vampiren, die man aus Sagen und Märchen kennt. Der aufgerissene Bauch der Frau lässt vermuten, dass es sich um ausgehungerte Exemplare handelte, die dringend Blut brauchten. Nahe dem Herzen «

»Hör auf damit!« Angewidert strich Alexis sich die Haare aus dem Gesicht. »Es ist mir egal, welche Bestien so etwas Schreckliches getan haben. Eher müssen wir uns Sorgen darum machen, dass sie noch immer hier sein könnten.«

Katharina schüttelte den Kopf. »Wenn es tatsächlich Blutsklaven waren, und daran habe ich keinen Zweifel, dann sind sie längst verschwunden. Das Sonnenlicht hätte sie augenblicklich getötet.«

»Beruhigend.« Kopfschüttelnd wanderte Alexis im Raum auf und ab. »Ich kann hier nicht bleiben. Wir müssen hier weg.«

Abschätzend beäugte Katharina das schmutzige Fenster, gegen das noch immer der Schnee prasselte. »Es ist eiskalt dort draußen. Hinzu kommt noch der beißende Wind « Wie um die Wirkung ihrer Worte zu verstärken, rüttelte plötzlich eine kräftige Böe am Holz der Hütte. Bedrohlich ächzten die Streben und Wände.

»Wir sehen uns nach warmer Kleidung um«, schlug Alexis vor. »Und dann verschwinden wir von hier.«

»Du willst fremde Kleidung stehlen?«

»Besonders fröhlich stimmt mich der Gedanke auch nicht.« Sie verschränkte ihre Arme vor der Brust. »Doch noch weniger möchte ich hierbleiben und warten, bis das Unwetter vorüber ist. Dieser Ort macht mir Angst. Ich spüre den Tod beinahe körperlich.«

»Du hast recht.« Katharina griff nach ihrer Hand. »Wir sollten von hier verschwinden. Auch ich habe nicht das Bedürfnis, hier länger zu verweilen.«

Ohne ein weiteres Wort verließen sie das Wohnzimmer. Es gab noch einen weiteren Raum, in dem lediglich ein Bett und ein wuchtiger Schrank standen. Katharina riss die Schranktüren auf. Augenblicklich wurden sie eingehüllt in eine Wolke aus muffigem Gestank. Ein wenig Staub wirbelte durch den düsteren Raum. Alexis hustete.

Mit spitzen Fingern fischte Katharina ein hässliches Oberteil heraus und hielt es Alexis hin.

»Ich hoffe, es gefällt dir.«

Grummelnd nahm Alexis das Kleidungsstück entgegen und beäugte es kritisch. Es war offensichtlich zu eng und zu kurz, doch sie wollte sich nicht beklagen. Wortlos streifte sie es sich über den Kopf. Es kostete sie Mühe, den Stoff über ihre Brüste zu ziehen. Als es ihr schließlich gelang, stellte sie mürrisch fest, dass ihr Bauch noch immer nackt war.

»Hübsch«, grinste Katharina. Gleichzeitig zog sie einen Mantel aus dem Schrank, den sie Alexis ebenfalls reichte. Diese warf ihn sich über die Schultern. Er war warm und groß genug. Dankbar lächelte sie.

Für sich selbst fand Katharina nach einigem Suchen schließlich einen zweiten Mantel im Schrank. Er war so lang, dass der Saum auf dem Boden schleifte, doch daran

störte sie sich nicht sonderlich. Zufrieden schlug sie die Schranktür wieder zu.

»Ich fühle mich wie ein Plünderer«, klagte Alexis.

»Die Besitzer sind tot. Ich denke nicht, dass für die Kleidung noch irgendjemand Verwendung hätte.«

Sie kehrten zurück in den Eingangsbereich des Hauses. Dort fand Alexis noch ein Paar zu enger Schuhe, in die sie stieg.

Katharina riss die Tür auf. Augenblicklich peitschte kalter Wind ins Innere des Hauses und fegte Schneeflocken herein. Schützend hielt sich Alexis eine Hand vor das Gesicht und trat hinaus ins Freie. Katharina folgte ihr.

Mit eingezogenen Köpfen stapften sie durch die dünne Schicht aus Schnee, die mittlerweile auf dem Boden entstanden war. Als Alexis nach ein paar Schritten über die Schulter blickte, waren die wenigen Häuser bereits hinter einem undurchsichtigen weißen Schleier verschwunden. Das Dorf rückte rasch in die Ferne. Und damit auch all der Schrecken, den sie angetroffen hatten.

Eine Weile noch wütete der eisige Sturm. Wortlos stapften Katharina und Alexis nebeneinander her, bis die Sicht schließlich aufklarte. Es schälten sich wieder Konturen der Landschaft aus dem grellen Weiß. In der Ferne waren Berge zu erkennen.

»Sind das die Berge, von denen du geredet hast?«

Katharina nickte.

»Es wundert mich, dass uns bisher noch keine Dämonen über den Weg gelaufen sind.« Prüfend sah Alexis sich um. »Mir hat man erzählt, sie würden überall ihr Unwesen treiben.«

»Anscheinend hat man maßlos übertrieben.«

»Aber es hieß doch, dass Constantin ein gewaltiges Heer erschaffen habe, mit dem er das Land überrennen würde.«

»Das muss nicht zwangsläufig bedeuten, dass die Dämonenhorden allgegenwärtig sind. Er hat sie alle um sich versammelt.«

»Das glaube ich nicht. Es müssen doch Späher durch das Land ziehen «

»Du irrst dich.«

»Was macht dich so sicher?«

Katharina blieb stehen. Mit ernstem Gesicht blickte sie in die Ferne. Der kühle Wind spielte mit ihrem schwarzen Haar. Mit der rechten Hand umfasste sie den Anhänger ihrer Kette.

»Sie sind alle in Ragtoras. Zum einen sollen dort die Toten mit dem Parasiten infiziert werden, zum anderen «

»Mit dem Parasiten?« Alexis war irritiert. Sie vergrub die Hände tiefer in den Taschen ihres Mantels. »Von welchem Parasiten sprichst du?«

»Der Parasit ist eine kleine, insektengleiche Kreatur, die sich im Körper der Gefallenen einnistet. Er erfüllt die Toten mit neuem Leben.«

Entsetzt schlug Alexis sich eine Hand vor den Mund. »Woher woher weißt du das alles?«

Katharina blickte betreten auf ihre Fußspitzen. »Ich konnte es dir nicht sagen.«

»Was konntest du mir nicht sagen?«

»Es ist « Sie schluckte schwer und wandte sich ab. »Entschuldige.« Mit dem Handrücken wischte sie sich eine Träne aus dem Gesicht.

Alexis trat an sie heran. Sie zögerte. Dann legte sie ihre Arme um Katharinas Körper und drückte sie an sich.

»Ich liebe dich. Du kannst mir *alles* sagen.«

»Du wirst dich sofort abwenden und davonlaufen.«

»Wie kommst du darauf? Katharina, ich würde alles dafür geben, bei dir zu bleiben. Warum sagst du so etwas?«

»Es wird dich enttäuschen. Du wirst mich hassen.«

Alexis strich die schwarzen Haare zur Seite und küsste Katharinas Nacken. »Niemals.«

»Ich lebe in Victors Festung.«

In Alexis' Schädel überschlugen sich die Gedanken. Ein Sturm suchte ihr Innerstes heim, mächtiger noch als das Unwetter, durch welches sie gewandert waren. Es dauerte einige Augenblicke, bis sie in der Lage war, ihre Lippen zu öffnen.

»In Victors Festung?«, wiederholte sie tonlos.

»Bei ihm habe ich die Heimat gefunden, von der ich dir erzählt habe.«

»Aber Victor ist ein Monster!«

Katharina schüttelte den Kopf. »Das ist ein Irrglaube.«

»Er ist der Auslöser dieses gewaltigen Krieges, der das Land überschwemmt! Mit ihm hat alles begonnen! Er hat Constantin zu dieser Bestie gemacht!«

»Er ist der einzige Mann, der in der Lage ist, unser Land zu retten.«

»Was soll das heißen?« Keuchend wirbelte Alexis herum, entfernte sich einige Schritte und kehrte wieder zurück. »Willst du damit sagen, dass du Victors Handeln für richtig hältst?«

Katharina bemühte sich um ein falsches Lachen. »Keineswegs. Er greift zu Mitteln, die ich verabscheue. Tod

und Gewalt sind nicht der richtige Weg, um Frieden zu bringen. Und doch ist der Grundsatz seiner Denkweise nicht verwerflich. Er möchte die Welt verändern. Und anscheinend ist er der einzige Mensch, dem es wahrhaftig gelingen wird.«

»Er möchte die Welt verändern?« Alexis' Stimme überschlug sich. »Er vernichtet die Welt! Siehst du das denn nicht? Er bringt den Tod, nichts als den Tod!«

Wieder schüttelte Katharina den Kopf. »Er lässt den Menschen eine Wahl. Sie können sich ihm anschließen – oder sie können sterben. Sein Ziel ist es, die Menschen zu einen.«

»Nein. Das ist es sicherlich nicht.«

»Die Kluft zwischen Armut und Adel«, fuhr Katharina mit gesenkter Stimme fort, »sie ist immer größer geworden, von Tag zu Tag. In deinem kleinen Dorf wird man es nicht gemerkt haben, doch in den großen Städten war es allgegenwärtig. Victor macht sie alle gleich, die Armen und die Reichen. Er schafft eine einheitliche Gesellschaft, in der es keinen Grund mehr für Kriege und Missgunst geben wird. Niemand muss hungern, niemand muss leiden und niemand muss sich fürchten.«

»Das ist « Alexis ging erschöpft in die Knie. Mit der Fingerspitze malte sie Kringel und Schnörkel in den Schnee. »Das ist seine falsche Illusion von einer perfekten Welt. Diese Perfektion wird es niemals geben. Die Menschen werden immer egoistisch bleiben, Missgunst und Überheblichkeit können nicht einfach ausgemerzt werden. Auch nicht, indem alle Menschen, die verwerfliches Gedankengut in sich tragen, niedergemetzelt werden.«

»Und doch wird er eine bessere Welt erschaffen.«

»Du stehst also hinter seiner Meinung?«

»Ich sagte es bereits. Ich respektiere seine Denkweise. Victor und ich – wir sind uns in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich. Vielleicht habe ich deswegen zu ihm gefunden. Und er hat mich in seinem neu erschaffenen Reich aufgenommen, dafür bin ich ihm sehr dankbar. Ich habe keinen Grund, ihm mit Hass zu begegnen.«

»Du hast dich in ihn verliebt, nicht wahr?«, flüsterte Alexis mit gesenktem Blick.

»Ich habe in ihm einen guten Freund gefunden, einen Vertrauten.« Katharina trat einen Schritt auf Alexis zu und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Doch verliebt habe ich mich nur in einen einzigen Menschen. Und das bist du.«

Alexis' Versuch eines Lächelns scheiterte kläglich. Sie zog Katharina näher an sich heran und spürte ihren Atem auf der Haut.

»Du liebst mich aufrichtig?«

»Ja.«

Ihre Lippen berührten sich. Der kalte Wind rückte plötzlich in unendliche Ferne, wurde unbedeutend. Die Welt schwamm für einen kurzen Augenblick zu einer trüben Masse aus weißen Flocken, die vom Himmel tänzelten.

»Ich werde mit dir kommen«, flüsterte Alexis schließlich. »Weil ich dich ebenso liebe und nie wieder ohne dich sein möchte.«

Katharina lächelte. »Ich danke dir.«

»Ich müsste dich auf ewig hassen.«

»Und ich könnte es dir nicht verübeln.«

»Wir werden jetzt also zu seiner Festung gehen?«

»So ist es. Er hat sie am Rande des Gebirges errichtet.«

»In so kurzer Zeit?«

»Die Dämonen arbeiten Tag und Nacht. Sie kennen keine Schwäche und keine Müdigkeit. Man kann die Festung stetig wachsen sehen.«

Alexis wandte Katharina schließlich den Rücken zu. »Ich hoffe, dass du dich nicht irrst. Ich hoffe, dass seine Absichten wirklich «

»Du musst dir keine Sorgen machen«, fiel sie ihr ins Wort. »Bei Victor sind wir besser aufgehoben als an jedem anderen Ort. Komm mit mir, du wirst es sehen.« Sie griff nach Alexis' Hand und zog sie mit sich.

Gemeinsam setzten sie ihre Reise fort, und je näher sie dem Gebirge kamen, desto gedrückter wurde Alexis' Stimmung.

Die Berge wuchsen rasch in die Höhe. Schon bald waren nicht mehr bloß die Gipfel zu erkennen, sondern auch die gewaltigen Ausläufer. An einer Felswand entdeckte Alexis einen schwarzen Schatten. Sie kniff die Augen zusammen und versuchte, etwas zu erkennen. Die wenigen Schneeflocken, die noch zu Boden rieselten, verhinderten allerdings, dass sie das Gebilde genauer identifizieren konnte.

»Das ist seine Festung«, sagte Katharina, die ihren Blick bemerkt hatte. »Er hat eine gewaltige Mauer errichtet, hinter der sein Reich langsam heranwächst. Auch im Inneren des Berges wird gearbeitet. Dort wird er seine Dämonenarmee unterbringen.«

»Das verstehe ich immer noch nicht«, setzte Alexis an. »Wozu braucht er eine Armee aus Dämonen? Ich dachte, es ist in seinem Sinne, das Volk der Menschen zu einen und Frieden zu bringen. Dämonen jedoch sind für mich ein Sinnbild der Gewalt und des Hasses «

»Ohne die Hilfe der Dämonen wäre Victors Vorhaben längst gescheitert. Was kann ein einzelner Mensch gegen eine ganze verdorbene Gesellschaft ausrichten? Er mag über beachtliche Kräfte verfügen, doch gegenüber den unzähligen Menschen ist er noch immer winzig.«

Alexis nickte. Ihre Gedanken schweiften bereits ab, denn sie hatte etwas anderes entdeckt.

»Dort.« Sie streckte ihren Arm aus und deutete auf einen Punkt in der Ferne. Die Schneeschicht am Boden fand dort ein abruptes Ende, als hätte es den Winter hinter einer unsichtbaren Grenze nicht gegeben. Der Erdboden war pechschwarz und kahl. Weder Gras noch andere Pflanzen wuchsen. Stattdessen zog sich ein Netz aus filigranen Spalten im Gestein über das weitläufige Areal, das so kahl bis hin zur Festung am Fuße des Felsens führte.

»Das ist sonderbar«, bestätigte Katharina. »Dafür habe ich auch keine Erklärung.« Sie zuckte mit den Schultern.

Wenig später erreichten sie dieses trockene Feld. Aus den winzigen Rissen, die in sämtliche Richtungen verliefen, schien rötliches Licht zu schimmern.

»Es scheint, als würde es unter der Erde brennen«, stellte Alexis fest. »Das würde auch erklären, warum der Schnee nicht liegen geblieben ist.«

»Victor hat erzählt, dass er unzählige Waffen für seine Krieger zu schmieden gedenkt. Vielleicht hat er damit bereits begonnen.«

»Unter der Erde?«

»Wenn er sein Reich sogar bis ins Innere des Gebirges ausweitet, halte ich es auch nicht für ausgeschlossen, dass sich unter unseren Füßen bereits Gänge befinden.

Ich muss allerdings gestehen, dass ich überrascht bin, wie schnell es tatsächlich vorangeht.«

Die Mauer rückte langsam näher. Es war ein gewaltiges Bauwerk, das sich wuchtig und pechschwarz vom Berg abhob. Über den Zinnen noch war die Spitze eines Gebäudes zu erkennen, das ebenso aus schwarzem Stein zu bestehen schien. Die Burgmauer selbst verfügte auf beiden Seiten jeweils über einen gewaltigen Wachturm, der majestätisch in den Himmel ragte. Zahlreiche kleine Fenster befanden sich darin, hinter denen rötliche Lichter flackerten. In unregelmäßigen Abständen glaubte Alexis, Bewegungen wahrzunehmen. Wenn sie genauer hinsah, konnte sie jedoch nichts entdecken.

»Und Victor wird uns einfach hereinlassen?«, fragte sie mit bebender Stimme. »Muss er nicht fürchten, dass wir mit feindlichen Absichten kommen?«

»Mit feindlichen Absichten?« Katharina lachte verhalten. »Ich bitte dich. Wir könnten nichts gegen ihn ausrichten. Rein gar nichts. Vorher würden uns seine Leibwachen mit Haut und Haar verschlingen. Außerdem sagte ich dir bereits, dass ich mit Victor befreundet bin. Wir sind uns sehr vertraut. Dementsprechend stehe ich unter seinem Schutz. Auch du hast nichts zu befürchten. Man wird uns Einlass gewähren.«

»Ich hoffe nur, dass seine Dämonen das genauso sehen.«

»Darum musst du dir wahrhaftig keine Sorgen machen. Victor hat seine Mittel und Wege. Wir werden völlig unbeschadet bleiben.«

»Von den Wachtürmen aus scheint man uns schon misstrauisch in Augenschein zu nehmen.« Mit einem Kopfnicken deutete Alexis auf einen der Türme. Auf der

Spitze stand eine finstere Gestalt, die sich mit ihren überlangen Armen auf einer Zinne abstützte.

»Das ist einer seiner dämonischen Wächter. Er hat sicherlich längst Auskunft über die Neuankömmlinge erteilt. Wir haben nichts zu befürchten.«

Schließlich blieben sie vor dem gewaltigen Tor stehen. Endlos ragte die schwarze Mauer in die Höhe und verdunkelte den winterlichen Himmel. Es waren schwere Schritte auf Stein zu hören, undefinierbare Befehle wurden gebrüllt. Wenig später erklang das Rasseln von eisernen Ketten. Das Tor sank langsam herab, bis es vor Alexis´ und Katharinas Füßen krachend auf dem trockenen Boden zu liegen kam. Eine kleine Staubwolke wirbelte auf.

»Wofür braucht man bloß solch ein überdimensioniertes Tor?«, fragte Alexis, während sie neugierig das Innere der Festung musterte. Von ihrem Standpunkt aus war nicht allzu viel zu erkennen, lediglich ein gepflasterter Vorhof, der einsam und verlassen schien. Weder Menschen noch Dämonen waren unterwegs.

»Victor wird seine Gründe haben«, antwortete Katharina ausweichend. Gleichzeitig griff sie nach Alexis´ Hand und führte sie durch das gewaltige Tor. Nach wenigen Schritten bereits offenbarte sich das Innere der Festung.

»Das ist « Alexis blieb keuchend stehen. Sie fand kaum Worte für das, was sie in diesem Augenblick sah. » ungläublich.«

Ihr Blick schweifte über den Vorhof mit schwarzem, glänzendem Kopfsteinpflaster. Finstere Pfähle, die Alexis um einige Köpfe überragten, begrenzten nach links und rechts einen provisorischen Pfad, der bis zu einer

düsteren Treppe führte. Diese bestand lediglich aus drei breiten Stufen, ein Geländer gab es nicht. Sie führte hinauf zum Eingangstor des nachtschwarzen Palastes, dessen Kuppel Alexis bereits aus der Ferne hatte erahnen können. Es war ein Bauwerk, dessen Ausmaße kaum in Worte zu fassen waren. Ebenso wie die Mauer, die sie bereits hinter sich gelassen hatten, besaß auch der Palast auf beiden Seiten gewaltige Wachtürme, auf denen düstere Schatten patrouillierten. Das Bauwerk hatte mehrere Stockwerke. Sieben an der Zahl mussten es sein, stellte Alexis nach flüchtigem Zählen fest. Sieben Stockwerke, ein jedes verfügte über Fenster, hinter denen Lichter tanzten. Einen Balkon konnte sie entdecken, der drohend über den Vorhof ragte. Sie drehte ihren Kopf um eine Winzigkeit und entdeckte einen zweiten. Außerdem stachen ihr kunstvolle Verzierungen sofort ins Auge. Dämonenschädel hatte man in den schwarzen Stein geschlagen, an den Wänden schlängelten sich Lindwürmer aus finsterem Granit. An zahlreichen Ecken und Kanten saßen von Meistern ihres Fachs geschlagene Engel, die ihre Flügel schützend über der Festung entfalteteten. Ihre Augen leuchteten in hellen Farben, rubinrot und smaragdgrün. Alexis zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass es echte Edelsteine waren, die in den Höhlen saßen und das Licht reflektierten.

Katharina zerrte sie zur Treppe, sodass sie ihren Kopf immer weiter in den Nacken legen musste, um jedes Detail und jede Einzelheit des Prachtbaus in sich aufsaugen zu können. Vor Aufregung stolperte sie über die erste Stufe und konnte sich im letzten Moment gerade noch fangen.

»Du willst dir doch jetzt nicht den Schädel an einer Kante aufschlagen«, grinste Katharina und führte sie die folgenden beiden Stufen hinauf. Nun befanden sie sich vor dem Eingang in den Palast. Es war eine riesige Flügeltür, die aus schwerem Holz und mächtigen Metallstreben bestand. Den Türklopfer bildete ein stilisierter Totenschädel, in dessen Augen ebenfalls glänzende Rubine saßen.

Drei Mal ließ Katharina diesen Schädel wuchtig gegen die Holztür prallen. Drei Mal erschauerte Alexis unter dem dröhnenden Geräusch, das in ihren Ohren brummte. Dann folgten einige Herzschläge des angespannten Wartens. Es verstrich allerdings nicht viel Zeit, dann waren trippelnde Schritte zu vernehmen. Es knackte und knirschte – die Flügeltüren schwangen ins Innere des Palastes auf.

Von Fackellicht erleuchteter Boden aus schwarzem Marmor präsentierte sich. Dieser war so sauber und glänzend, dass Alexis ihr eigenes Spiegelbild darin erkannte, als sie über die Türschwelle trat. Sie hatte das Gefühl, auf einer Platte aus Glas oder Eis zu laufen und eine andere Welt zu beobachten, die unter ihren Füßen existierte. Doch dem war nicht so. Rasch stellte sie fest, dass sich die Decke des hohen Empfangssaales im Boden spiegelte. Und als sie ihren Kopf abermals in den Nacken legte, um diese Decke zu mustern, stockte ihr zum wiederholten Male an diesem Tag der Atem. Bis in jeden Winkel hatte man den Palast gefüllt mit wunderschöner und gleichzeitig furchtbar abschreckender Kunst. In düsteren Farben hatte man unterschiedliche Szenen gemalt und mit Edelsteinen versehen – Schlachtszenen, in denen Dämonen und Menschen gegeneinander kämpf-

ten. Es waren verstümmelte Leiber zu erkennen, Leichenberge und Unmengen roten Blutes, das sich über die malerischen Landschaften ergoss. Inmitten dieser schrecklichen Szenen standen Engel mit schwarzen Flügeln, wie sie Alexis auch außerhalb des Palastes bereits ins Auge gestochen waren. Sie hielten die Köpfe getöteter Feinde in den Händen, weideten sich lachend an den toten Augen oder streckten glänzende Klingen in den Himmel. Diese grausamen Engel besaßen eine Gemeinsamkeit: Sie alle verhüllten ihr Gesicht, sodass nur ihr wallendes Haar zu erkennen war. Es schien sich ausschließlich um weibliche Engel zu handeln, so viel konnte Alexis mit huschenden Blicken feststellen.

Beeindruckt und angewidert zugleich riss sie ihre Augen von den Bildern los. Sie sah sich in der Halle, die sie betreten hatten, flüchtig um.

Sie war tatsächlich nichts weiter als ein großer Empfangssaal. In sämtliche Richtungen zweigten hohe Türen ab.

Gerade in dem Moment, als Alexis über die Schulter sah, fielen die schweren Flügeltüren hinter ihr zu. Ihr Herz übersprang einen Schlag, als sie die beiden Dämonen entdeckte, die den Eingang flankierten. Es waren schlanke Gestalten mit überlangen Gliedmaßen. Ihre gekrümmten Fingerspitzen berührten beinahe den Boden. Auf ihren Schädeln saßen nach Maß angefertigte, stählerne Helme, welche lediglich über ein schmales Visier für die Augen verfügten und außerdem zwei Schlitze in den Seiten besaßen, aus denen die Dämonenohren ragten.

Die Bestien trugen keine Waffen bei sich. Es war allerdings offensichtlich, dass ihre Krallen gefährlicher waren als jedes Schwert und jeder Dolch.

»Das ist ein verdammt unheimlicher Ort«, zischte Alexis leise. Sie drückte sich an Katharina und umklammerte mit schweißnassen Fingern ihre Hand. Noch immer huschten ihre Blicke von einer Ecke des Saales in die andere, und doch war es schlichtweg unmöglich, sämtliche Eindrücke in sich aufzusaugen. Die schiere Masse und die unglaubliche Opulenz waren erdrückend.

»Unheimlich und gleichzeitig wunderschön«, antwortete Katharina mit gesenkter Stimme. »So hat Victor es schon immer zu halten gepflegt. Jedes Detail ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in Perfektion ausgearbeitet. Du wirst keinen Makel finden. Egal, wie lange du suchst.«

Alexis nickte. Daran zweifelte sie nicht.

Schweres Poltern erklang. Schritte, zweifelsohne. Sie schienen durch zahllose Gänge zu hallen, wurden lauter und wieder leiser. Es war, als würde ein Riese ziellos durch den Palast stampfen, ein Monster.

Eine Tür am anderen Ende des Empfangssaales flog auf. Erschrocken zuckte Alexis zusammen. Ihre Fingernägel krallten sich in Katharinas Haut. Sie biss sich auf die Lippe und schmeckte süßes Blut.

Eine schlaksige Gestalt stand im Türrahmen, die langen Arme lässig in die Hüften gestemmt. Das Gesicht der Gestalt wurde verhüllt von einem Schleier. Sofort erinnerte dieser Schleier Alexis an die gewalttätigen Engel, die an der Decke des Empfangssaals abgebildet waren.

»Das ist er«, flüsterte Katharina mit beschwörender Stimme.

*Von Entsetzen so bleiern,  
Gesichtern vor Panik gar bleich  
und von qualvollen Schreien  
lebt dieses Königreich.*

*Mehr unter [midnight.ullstein.de](http://midnight.ullstein.de)*